

# Die Geschichte einer Lüge

Robert Louis Stevenson

# **Die Geschichte einer Lüge**

# **Robert Louis Stevenson**

# **Robert Louis Stevenson**

Aus:  
Der weite Horizont.  
Meistererzählungen

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung  
Leipzig

Deutsch von Curt Thesing

# **Erstes Kapitel.In welchem der Admiral eingeführt wird**

Während seines Aufenthaltes in Paris schloß Dick Naseby manche seltsame Bekanntschaft. Er war einer von jenen, die Ohren haben zu hören und die ihre Augen nicht weniger als ihren Verstand zu gebrauchen verstehen. Er machte sich ebenso viele Gedanken wie Stuart Mill. Aber seine Philosophie hatte Fleisch und Blut, und ihre Methoden gründeten sich auf Experimente. Ständig war er auf der Jagd nach menschlichen Originalen. Nichtssagende und unbedeutende Persönlichkeiten, mochten sie in Gestalt von Herzögen oder von Handlungsreisenden auftreten, verachtete er und ließ sie wie Seetang links liegen. Aber zeigt ihm ein überfeinertes oder charaktervolles Antlitz, laßt ihn ein einschmeichelndes oder tönendes Organ hören, ködert ihn mit einem lebensvollen Blick in eines anderen Auge, einer

leidenschaftlichen Gebärde, einem bedeutungsvollen oder doppelsinnigen Lächeln, und sofort ist sein Interesse wach. Das ist ein Mann! Das ist ein Weib! schien er dann zu sagen, und mit der Begeisterung eines Künstlers für seine Kunst macht er sich an die Lösung seiner Aufgabe.

Und wirklich war sein Interesse, richtig betrachtet, ein künstlerisches Interesse. Beim Studium der menschlichen Natur gibt es kein Wissen. Alles Verstehen bedeutet Nachschaffen. Die Frau, die ich liebe, ist zum Teil meiner Hände Werk, und der ist der große Liebhaber wie der große Maler, der es versteht, seinen Gegenstand so zu veredeln, daß er ihn über das Menschliche hinaushebt, während er doch gleichzeitig, dank der Vollendung seiner Kunst, das Werk seiner Verklärung so in der Natur des Gegenstandes verankert, daß das Weib auch fernerhin ein echtes Weib zu bleiben und ihren Charakter frei zu entfalten vermag, daß sie Kleinlichkeit zeigen, ihre Bosheit pflegen oder gierig nach niedrigen Vergnügen sein kann, und der Künstler

trotzdem ohne ein Gefühl von Inkonsequenz an seinem Werke weiterschafft. Einen Charakter lieben, ist nur der heroische Weg, ihn zu verstehen. Wenn wir aus einem edlen Gefühl heraus lieben, oder wenn etwas Edles in der Haltung und dem Wesen eines anderen Liebe in uns erweckt, erfassen wir das geliebte Wesen mit dem, was in uns selbst das Edelste ist. Ja, selbst wenn wir eine Exzentrizität nur studieren, so besteht die Methode unseres Studiums in nichts anderem als in einer Reihe von Zugeständnissen. Anfangen zu verstehen heißt anfangen zu sympathisieren. Denn Verständnis erwacht erst, wenn wir eines anderen Fehler und Tugenden zu unseren eigenen in Beziehung gesetzt haben. Daher die sprichwörtliche Nachsicht der Künstler gegen ihre eigenen, schlechten Schöpfungen. So kam es auch, daß Dick Naseby, ein hochgesinnter Mann und so gewissenhaft und tapfer, wie ihr euch einen Gentleman nur wünschen könnt, eine gewisse Zuneigung zu den verschiedensten

zweibeinigen Wesen faßte, die er kennengelernt und studiert hatte. –

Eines von diesen war Mr. Peter van Tromp, ein englisch sprechendes zweibeiniges Lebewesen internationaler Gattung und seiner Profession nach von allgemeiner, mehr als zweifelhafter Nützlichkeit. Vor Jahren hatte er in den Kolonien ein gewisses Ansehen als Maler genossen, und Porträts, gezeichnet »van Tromp«, hatten die Bedeutung der kolonialen Führer und Richter gefeiert. Zu jenen Zeiten war er verheiratet gewesen und hatte seine Frau und sein Töchterchen in einem Ponywagen spazieren gefahren. Welches waren nun die Stufen seines Abstieges? Genau wußte das niemand. Er war nun einmal da und hatte in den ganzen letzten zehn Jahren in Paris die Rolle eines elenden Parasiten bei Ausländern gespielt.

Es wäre gewagt, van Tromps Tätigkeitsfeld scharf zu umgrenzen. Im großen und ganzen hätte seine Arbeit einen für unsere Ohren etwas unfreundlichen Namen

verdient. So wie er sie betrieb, mit einer geschickten Zurückhaltung, in einer Art von gesellschaftlichem Claireobscur, war es der Höflichkeit gerade noch möglich, ihn einen professionellen Maler zu nennen. Sein Standquartier waren die großen Hotels und die prächtigen Kaffeehäuser. Dort konnte man ihn beobachten, wie er mit dem Anschein der Inspiration eine Skizze hinwarf; er war stets leutselig, und wohl kein zweiter Mensch war so geneigt, sich mit aller Welt in ein Gespräch einzulassen. Gewöhnlich gipfelte seine Unterhaltung in einer besonderen Art von Intimität, und es war erstaunlich, wie zahlreiche kleine Dienste van Tromp im Verlauf von sechsunddreißig Stunden zu leisten verstand. Er beanspruchte eine Zwischenstellung zwischen einem Freunde und einem Kurier; das machte es mehr als peinlich, ihn zu entlohnen. Aber jeder, der sich ihm verpflichtet fühlte, mußte zwangsläufig eines seiner abscheulichen kleinen Gemälde kaufen oder, wenn die Gefälligkeiten längere Zeit gedauert hatten und besonders delikater Natur waren, ein

großes Oelgemälde bei ihm bestellen und bar bezahlen, mit der absoluten Sicherheit, nie wieder etwas von diesem Geschäft zu hören.

In der einheimischen Künstlerschaft genoß er eine gewisse Berühmtheit, die jedoch nichts mit seiner Kunst zu tun hatte. Er hatte, mehr Geld verschwendet – mindestens drei große Vermögen, flüsterte man – als irgend einer seiner Kollegen je hoffen konnte, zu verdienen. Nach seinem Aufenthalt in den Kolonien war er auf einer mit vier Messinggeschützen bestückten Brigantine in Griechenland gelandet; in einem Vierspänner hatte er Europa bereist und hatte vor den Palasttoren deutscher Fürstlichkeiten seine Rosse gezügelt. Königinnen des Gesanges und Tanzes waren ihm gleich Schafen nachgelaufen und hatten seine Schneiderrechnungen beglichen. Wenn man ihn jetzt erblickte, wie er mit jämmerlicher Leutseligkeit geringfügigen Darlehen nachjagte oder einen neunzehnjährigen Kunstschüler um ein Frühstück anschnornte – ein gefallener

Don Juan, der es versäumt hatte, auf der Höhe seines Glückes zu sterben –, so hatte das für eine jugendliche Phantasie einen Schimmer von Romantik. Ja, sein Name und seine glänzende Vergangenheit, durch das Prisma heimlichen Klatsches betrachtet, hatte ihm den Spitznamen »der Admiral« eingetragen.

Dick traf van Tromp eines Tages vor den Toren der Stadt, wie er rasch in ein kleines Skizzenbuch ein paar Hennen und einen Hahn zeichnete und dann und wann einen Blick zum Himmel emporwarf, gleich einem Manne, der bei der Muse Inspiration sucht. Dick, den es überraschte, daß ein Maler bei einem Absynth in einem öffentlichen Kaffee arbeitete, blickte zu ihm hinüber. Die überalterte Flottheit seiner Erscheinung stach merkwürdig von der jugendlichen Kleidung ab. Er besaß eine unreputierliche graue Mähne und eine ebenso unreputierliche entzündete rote Nase. Aber der Anzug und die Gesten, die Außenseiten des Mannes, waren auf Wirkung berechnet. Dick trat an seinen

Tisch und fragte, ob er sich ansehen dürfe,  
was der Herr zeichne.

Niemand war darüber begeisterter als der  
Admiral.

»Ach, ein Nichts«, sagte er, »ich werfe das  
nur so hin. Ja – ich werfe es so hin«, fügte  
er mit einer großartigen Handbewegung  
hinzu.

»Fabelhaft«, sagte Dick, der über die  
Schwäche der Arbeit entsetzt war.

»Sie müssen wissen«, fuhr van Tromp fort,  
»ich bin ein Mann von Welt und doch –  
einst ein Künstler, immer noch ein Künstler.  
Plötzlich packt mich auf der Straße eine  
Idee. Ich falle ihr einfach zur Beute! Es  
geht mir wie bei einer schönen Frau. Kein  
Sinn, da-\* gegen anzukämpfen! Ich muß es  
– muß es einfach hinwerfen.«

»Ich verstehe«, sagte Dick.

»Ja«, fuhr der Maler fort, »alles kommt ganz leicht, ganz leicht. Es ist für mich keine Arbeit. Es ist ein Vergnügen. Leben! heißt mein Geschäft – Leben! – diese große Stadt Paris – Paris nach Dunkelwerden – seine Lichter, seine Gärten, seine seltsamen Winkel. Ach!« rief er, »wieder jung sein! Das Herz ist jung, aber die Glieder werden schwer. Ein armseliges, erbärmliches Geschäft, das Altwerden! Nichts bleibt, nur der Coup d'oeil, des beschaulichen Mannes Vergnügen, Mister –« Er wartete auf den Namen.

»Naseby«, erwiderte Dick.

Der andere lud ihn sofort zu einem anregenden Getränk ein und verbreitete sich über die Freude, in einem fremden Lande einem Landsmann zu begegnen. Wenn man ihn hörte, konnte man glauben, sie hätten sich in Zentralafrika getroffen. Dick hatte noch nie jemanden kennengelernt, der so rasch eine Vorliebe für ihn gefaßt und diese Neigung in freierer und unaufdringlicherer Form gezeigt hätte.

Der Alte schien Gefallen an Dick zu finden, wie ein älterer Lebemann sich für einen amüsanten und witzigen jungen Burschen interessiert. Er deutete an, daß er selbst durchaus kein Puritaner sei; aber auch in seinen wildesten Zeiten wäre er niemals ein solcher Draufgänger gewesen, wie er es von Dick annähme. Dick protestierte vergebens. Diese Art, eine Intimität gewissermaßen auf der Spitze der Bajonette aufzuzwingen, war van Tromps Geschäftskapital. Bei einem älteren Manne schmeichelte er sich ein, einem jungen Menschen dagegen drängte er sich einfach auf und machte aus seinem Opfer im gleichen Atemzuge eine Idealgestalt, so daß diesem nichts übrigblieb, als sich zu jener Höhe aufzuschwingen oder die Achtung dieses alten und verderbten Patrons zu verlieren. Und welcher junge Mensch möchte wohl ertragen, einen lasterhaften Ruf einzubüßen?

Endlich, als die Dinerzeit herannahte, fragte van Tromp:

»Kennen Sie Paris?«

»Sicherlich nicht so gut wie Sie«, sagte Dick.

»Das will ich meinen«, erwiderte van Tromp ausgelassen. »Paris! Mein junger Freund – Sie gestatten mir doch diese Bezeichnung? –, wenn Sie Paris erst so gut kennen wie ich, werden Sie seltsame Dinge erlebt haben. Mehr sage ich nicht! Alles, was ich sage, ist: seltsame Dinge! Wir beide sind Männer von Welt, Sie und ich – und sind in Paris, im Herzen der Zivilisation. Das ist ein Glückszufall, Mr. Naseby. Wir wollen zusammen dinieren. Gestatten Sie, Ihnen zu zeigen, wo man diniert?«

Dick stimmte zu. Auf dem Wege zum Abendessen zeigte ihm der Admiral, wo man Handschuhe kauft, und veranlaßte ihn, welche zu kaufen; wo man Zigarren kauft, und überredete ihn, sich eine ungeheure Menge zuzulegen, von der er zuvorkommend einige annahm. In dem Restaurant riet er ihm, was man bestellen

sollte, mit überraschenden Folgen auf der Rechnung. Was van Tromp in dieser Nacht an Prozenten einstrich, würde sich nur schwer schätzen lassen. Und während dieser ganzen Zeit stimmte Dick lächelnd zu, obgleich er sehr wohl wußte, daß er geneppt wurde. Aber er nahm seine Verluste bei der Suche nach Charakteren hin, wie ein Jäger seine Hunde opfert. Was die »seltsamen Dinge« betrifft, so wird es den Leser erleichtern, wenn er erfährt, daß sie nicht seltsamer waren, als man erwarten konnte. Er selbst kann genau so seltsame Dinge erleben ohne den Aufwand für einen van Tromp als Führer. Und doch war der Alte ein Führer von nicht geringer Qualität, der die Aermlichkeit dessen, was er zu zeigen hatte, durch einen wort- und phantasiereichen Kommentar ersetzte.

»Das«, sagte er mit einem Rülpfen, »das ist Paris.«

»Puh!« machte Dick, den die Vorführung ermüdet hatte. Der Admiral ließ ein Ohr

hängen und blickte ihn von der Seite mit leisem Argwohn an.

»Gute Nacht«, sagte Dick, »ich bin müde.«

»Echt englisch«, rief van Tromp und ergriff seine Hand. »Echt englisch! So blassé! Ein prächtiger Gefährte, ich werde Sie nach Hause begleiten.«

»Hören Sie«, erwiederte Dick, »ich habe ›Gute Nacht‹ gesagt und will jetzt gehen. Sie sind ein amüsanter alter Knabe; ich mag Sie in gewissem Sinn auch gern, aber für heute hat es hiermit sein Bewenden. Keine neuen Zigarren, kein weiterer Grog, keine weiteren Prozente sind aus mir herauszuholen!«

»Verzeihung«, rief der Admiral mit Würde.

»Aber, Mann, Sie sind ja gar nicht beleidigt; Sie sind doch ein Mann von Welt, denke ich. Ich habe Sie studiert und bin mit meinem Studium fertig. Habe ich für die Lektion nicht bezahlt? Au revoir.« Van

Tromp lachte vergnügt, schüttelte Dicks Hände bis zum Ellbogen, hoffte von Herzen, daß sie sich, und zwar noch häufig, treffen möchten, blickte aber Naseby, als dieser sich entfernte, doch etwas indignirt nach. In der nächsten Zeit kreuzten die beiden noch häufig einer des anderen Weg, und Dick pflegte den alten Knaben dann oft zu einem anständigen Frühstück, allerdings in einem Restaurant seiner eigenen Wahl, einzuladen. Oft lieh er van Tromp auch ein oder zwei Pfund im Hinblick auf die bevorstehende Abreise dieses Gentlemans nach Australien. Dann pflegte eine fast rührende Abschiedsszene zu folgen, und eine Woche oder einen Monat später trafen sie sich ohne Ueberraschung oder Verlegenheit auf dem gleichen Boulevard. In der Zwischenzeit erfuhr Dick von allen Seiten immer neue Einzelheiten über seinen Bekannten; über seine Jacht, seinen Viererzug, seine kurze Berühmtheit inmitten einer vertrauensseligen Bevölkerung, über seine Tochter, bei deren Erwähnung er es liebte, in sein Glas hineinzuwinseln, über seine schmarotzende,

ausschweifende Lebensführung, und mit jedem neuen Detail regte sich in seinem Herzen etwas, das mehr als bloßes Interesse, aber noch keine direkte Zuneigung für diesen unrühmlichen Stiefsohn der Künste war. Als Dick Paris verließ, gehörte van Tromp zu denen, die er zu einem Abschiedsessen einlud, und der alte Gentleman hielt den Toast des Abends. Dann sank er weinend, lächelnd und völlig betrunken unter den Tisch.

## **Zweites Kapitel.Ein Brief an die Zeitungen**

Der alte Mr. Naseby besaß das unbeugsame, ungebildete Wesen der oberen Mittelklasse. Der Kosmos erschien ihm klar und einfach. Die Sache ist richtig oder die Sache ist falsch, pflegte er zu sagen. Damit war für ihn die Angelegenheit erledigt. Aus seinen Aeußerungen sprach eine verhaltene prophetische Energie, selbst bei den geringfügigsten Anlässen. Er durchschaute das verdammte Ding. Wenn man das nicht tat, konnte das nur auf einer Perversität des Willens beruhen, und das ließ ihm das Blut zu Kopfe steigen. Abgesehen von dieser Tatsache, die ihn zu einem etwas unbequemen Gefährten machte, war er einer der aufrechttesten, heißblütigsten, hitzköpfigsten alten Gentlemen in England. Von blühendem Aussehen, mit weißem Haar, dem Antlitz eines alten Jupiters und der Gestalt eines alternden Krautjunkers durchquerte er auf seinem kräftigen raschen

Braunen das Tal der Thyme von einem Ende bis zum andern. Vor Dick, einem Burschen von Fähigkeiten, empfand er aufrichtigen Respekt, und Dick respektierte seinen Vater als den besten aller Männer; nur wurde dieser Respekt durch die vorsichtige Auflehnung eines Jünglings gemildert, der sich seine eigene Unabhängigkeit zu wahren entschlossen ist. So oft das Paar miteinander stritt, kam es zu einem offenen Bruch. Argumente waren billig, denn beide waren sehr positiv, und beide liebten es, ihren Verstand zu gebrauchen. Es war ein Genuß, Mr. Naseby die Kirche von England mit einer Flut von Flüchen verteidigen zu sehen oder ihn mit einem Enthusiasmus, der nicht ganz frei von altem Portwein war, asketische Moral verfechten zu hören. Dick wurde bei solchen Gelegenheiten in der Regel wütend, nicht zum wenigsten, weil er sich infolge der geschickten Dialektik seines Vaters nicht selten ins Unrecht gesetzt sah. Aber das verdoppelte nur seine Energie, und er erklärte mit innerster Ueberzeugung und in hitzigster Form, daß Schwarz Weiß wäre

und Blau Gelb. Am nächsten Morgen aber lastete diese Zügellosigkeit des Streites wie ein Verbrechen auf ihm. Er pflegte dann seinen Vater auf der Terrasse aufzusuchen, auf der dieser regelmäßig vor dem Frühstück umherschlenderte und das weite Tal des Thyme überblickte.

»Ich muß mich wegen gestern abend noch bei Ihnen entschuldigen, Vater«, begann er gewöhnlich.

»Da hast du ganz recht«, fiel ihm der alte Gentleman dann meistens belustigt in die Rede. »Du sprachst wie ein Idiot. Lassen wir die Sache ruhen!«

»Sie mißverstehen mich, Vater. Ich denke an einen speziellen Punkt. Ich gebe zu, daß Ihre Beweisgründe bezüglich der Lehre von den Möglichkeiten eine starke Ueberzeugungskraft besitzen.«

»Natürlich besitzen sie die«, erwiderte sein Vater, »und jetzt begleite mich, wir wollen uns die Ställe ansehen; nur«, pflegte er

hinzuzufügen, »schreib es dir hinter die Ohren und denke künftig daran, daß ein Mann von meinem Alter und meiner Erfahrung besser weiß, was er sagt, als so ein grüner Junge.«

Das Wort »Junge« sprach er gewöhnlich noch unangenehmer aus als der Durchschnitt der Väter, und die Selbstverständlichkeit, mit der er diese Entschuldigungen entgegennahm, schnitt Richard ins Herz. Er zog dann peinliche Vergleiche und erinnerte sich, daß immer er es war, der sich entschuldigte. Dies verlieh ihm in seinen Augen ein großes Uebergewicht und trug indirekt zu seinem besseren Benehmen bei; denn er war ebenso gewissenhaft wie vornehm denkend und auf nichts so stolz wie auf eine gerechte Unterwerfung.

So verliefen die Dinge bis zu der berühmten Gelegenheit, da Mr. Naseby, der großen Wert darauf legte, die Wahl eines tüchtigen Parteikandidaten ins Parlament zu sichern, einen flammenden Brief an die

Zeitungen sandte. Der Brief wies so ziemlich alle Fehler auf, die Parteibriefe überhaupt besitzen können. Er hatte die energische Sprache eines Fanatikers. Er war persönlich. Er war ein wenig mehr als nur zur Hälfte unfair und etwa zu einem Viertel unwahr. Der alte Mann hatte keineswegs die Absicht, etwas Unwahres zu behaupten, das steht außer allem Zweifel; aber er hatte allzu rasch Klatsch, der seiner Voreingenommenheit entgegenkam, aufgegriffen, und ihn dann vorschnell, mit seinem Namen sanktioniert, in die Öffentlichkeit geschleudert.

»Der liberale Kandidat ist ein öffentlicher Mantelträger. Ist das die Sorte Männer, die wir brauchen? Man hat ihn der Lüge geziehen, und er hat die Beleidigung hinuntergeschluckt. Ist das die Sorte Männer, die wir brauchen? Ich sage nein! Mit der ganzen Kraft meiner Ueberzeugung antworte ich: nein!«

Und dann unterzeichnete und datierte er den Brief mit dem ganzen Stolze eines

Amateurs und sah sich in Gedanken schon am nächsten Morgen als Berühmtheit.

Dick, der von der ganzen Sache nichts wußte, war an jenem unheilvollen Tage als erster aufgestanden und ging mit der Zeitung in den Garten unter einen Baum. Er fand seines Vaters Manifest auf der einen Spalte und auf der anderen einen Leitartikel. »Soviel wir wissen«, hieß es in jenem Artikel, »hat niemand Mr. Naseby wegen dieser Angelegenheit um Rat gefragt, aber hätte ihn selbst die gesamte Wählerschaft angerufen, so wäre sein Brief gegen Mr. Dalton nicht weniger unedelmüdig und ungerecht. Wir wollen Mr. Naseby nicht der Lüge beschuldigen, denn wir sind uns der Folgen zu klar bewußt. Allein wir werden uns gestatten, die tatsächlichen Verhältnisse der beiden Fälle, auf die sich dieser überhitzte Parteidäger bezieht, an einer anderen Stelle unseres Blattes darzulegen. Mr. Naseby ist zweifellos ein namhafter Großgrundbesitzer unserer Gegend, aber Treue den Tatsachen gegenüber, Anstandsgefühl und englische

Grammatik sind noch wichtigere Eigenschaften als der Besitz von Grund und Boden. Mr. Naseby ist sicherlich ein bedeutender Mann. In seinen ausgedehnten Parkanlagen und seinen eine halbe Meile langen Gewächshäusern, in denen er wahrscheinlich seinen Verstand und sein Temperament hat ausreifen lassen, mag er zu seinen hörigen Vasallen sagen, was ihm beliebt: Allein – (wie die Schotten es ausdrücken): ›Hier denke niemand Herr zu sein!‹«

»Der Liberalismus«, fuhr der anonyme Schreiber fort, »ist ein zu starker und gesunder Bau, usw.« Richard Naseby las die ganzen Ausführungen von A bis Z. Quälende Scham packte ihn. Sein Vater hatte den Narren gespielt. Lärmend war er ins Feld gezogen, und geschlagen kehrte er nach Hause zurück. Im gleichen Augenblick, da er seine Trompete erklingen ließ, war er auch schon schmählich aus dem Sattel geworfen. Ueber die Tatsache konnte kein Zweifel bestehen. Alles ohne Ausnahme zeugte gegen den alten Herrn.

Richard würde seine Ohren geopfert haben, hätte er die Zeitung unterdrücken können. Da das aber nicht möglich war, sattelte er sein Pferd, versah sich mit einem geeigneten Stock und ritt sofort nach Thymebury.

Der Herausgeber saß in einem großen trübseligen Zimmer beim Frühstück. Das Fehlen von Möbeln, die äußerste Dürftigkeit der Mahlzeit und der abgezehrte, brennende, schwindsüchtige Blick des Schuldigen entwaffnete unseren Helden. Dennoch packte er seinen Stock und stand fest und kriegerisch da.

»Haben Sie den Artikel in der Morgenzeitung geschrieben?« erkundigte er sich.

»Sie sind der junge Mr. Naseby? Ich habe ihn veröffentlicht«, erwiderte der Herausgeber und erhob sich.

»Mein Vater ist ein alter Mann«, sagte Richard. Und dann losbrechend: »Und ein

verdammmt viel besserer Kerl als Sie oder Dalton!« Er machte eine Pause und schluckte. Er hatte beschlossen, daß alles ordnungsgemäß vonstatten gehen sollte.

»Ich habe Ihnen nur eine Frage vorzulegen«, fuhr er fort. »Angenommen, mein Vater sei falsch unterrichtet, wäre es da nicht anständiger gewesen, den Brief zurückzuhalten und sich privat mit ihm in Verbindung zu setzen?«

»Glauben Sie mir«, erwiderte der Herausgeber, »diese Möglichkeit stand mir nicht offen. Mr. Naseby teilte mir in einem Begleitschreiben mit, daß er seinen Brief noch an drei andere Zeitungen gesandt hätte, und drohte mir, wie er es nannte, mit Bloßstellung, wenn ich seine Ausführungen nicht in meinem Blatte veröffentlichte. Die Sache betrübt mich aufrichtig. Ich verstehe und billige Ihre Erregung, junger Herr, aber der Angriff auf Mr. Dalton war übel, sehr übel. Mir blieb keine Wahl; ich mußte Mr. Dalton meine Spalten für eine Antwort öffnen. Die Partei legt einem Pflichten auf, mein Herr«, fügte der Redakteur erregt

hinzu wie jemand, der eine Gefühlsaufwallung unterdrückt, »und der Angriff war übel.«

Eine halbe Minute stand Richard da und verdaute diese Antwort. Dann siegte in seinem Herzen der Gott des Fair Play, und mit einem gemurmelten »Guten Morgen« floh er auf die Straße. Auf dem Heimwege trieb er sein Pferd nicht an, und es war schon spät, als er zum Frühstück erschien. Der Gutsherr stand mit dem Rücken gegen das Feuer in einem Zustande, der einen Schlagfluß befürchten ließ, die Hände unter den Schößen seines Rockes verkrampt. Als Richard eintrat, öffnete und schloß er den Mund wie ein Schellfisch, und seine Augen quollen heraus.

»Hast du das hier gesehen?« rief er aus und deutete auf die Zeitung. – »Ja, Vater.«

»So, du hast es gelesen. Wirklich?«

»Ja, ich habe es gelesen«, erwiderte Richard und blickte auf seine Füße.

»Nun?« forderte der alte Herr. »Und was hast du dazu zu sagen?«

»Man hat Sie anscheinend falsch informiert«, erwiderte Richard.

»Nun, und was jetzt? Ist dein Geist steril? Hast du kein Wort der Erklärung? Keinen Vorschlag?«

»Ich fürchte, Vater, Sie werden sich bei Mr. Dalton entschuldigen müssen. Das wäre gut – wirklich –, es wäre nur gerecht.

Außerdem würde ein offenes Zugeständnis –«, Richard machte eine Pause. Kein Wort schien ihm delikat genug, seinen Gedanken weiter auszuführen.

»Dieser Vorschlag hätte von mir kommen müssen, verstanden?« brüllte der Vater. »In deinem Munde ist er nicht am Platze. Das ist kein Gedanke für einen loyalen Sohn. Wäre mein Vater in eine so schmähliche Patsche geraten, ich hätte den Herausgeber jenes Schandblattes verprügelt bis an die Grenze seines Lebens. Verprügelt hätte ich

den Kerl, Herr! Das wäre zwar die Tat eines Esels gewesen, aber es hätte bewiesen, daß ich das Blut und die natürlichen Empfindungen eines Mannes besitze. Sohn? Sie sind kein Sohn! Kein Sohn von mir, Herr!«

»Vater!« rief Dick.

»Ich will Ihnen sagen, was Sie sind«[\*], schalt der Gutsherr weiter. »Sie sind ein Benthamit. Ich enterbe Sie. Ihre Mutter wäre vor Scham gestorben. Ihre Mutter hätte für solch modernen Cant kein Verständnis gehabt. Sie glaubte – sie sagte – ach, ich bin froh, daß sie im Grabe ruht, Dick Naseby! – Falsch unterrichtet! Falsch unterrichtet, Herr? Besitzen Sie überhaupt keine Loyalität? Keine Lebenskraft? Kein natürliches Empfinden? Sind Sie ein Uhrwerk, he? Fort! Hier ist kein Platz für Sie! Fort! (Die Hände in der Luft schwenkend.) Pack dich! Laß mich allein!«

In diesem Augenblick blies Dick in einem wahren Nervensturm zum Rückzug. Seine

Arterien sausten und klangen, und er erlitt  
einen derartigen seelischen  
Zusammenbruch, daß er unfähig war zu  
sprechen oder zu hören. Und inmitten all  
dieses Aufruhrs grub sich tief in sein  
Gedächtnis ein Gefühl unverzeihlicher  
Ungerechtigkeit ein.

## **Drittes Kapitel.Im Namen des Admirals**

In Zukunft kamen Dick und sein Vater nie wieder auf diesen Gegenstand zu sprechen. Sie verkehrten auf einem Fuße kühler Höflichkeit. Der aufrechte alte Gentleman wurde – gesteift durch ständigen Aerger – noch aufrechter, sobald er mit seinem Sohne zusammentraf; er erkundigte sich nach Dicks Gesundheit und sprach mit erschreckender Höflichkeit über das Wetter und das Getreide. Seine Aussprache war nadelspitz, seine Stimme kalt zurückhaltend, bestimmt. Bisweilen zitterte sie vor unterdrückter Empörung. Dick hatte ein Gefühl, als wäre sein Leben zu einem jähnen Abschluß gelangt. Seine Theorien und seine Gewandtheit hatten ihn im Stich gelassen; sein vorzeitiges Weltmanntum, auf das er bei seinen Reisen so stolz gewesen war, »schrumpfte zusammen wie ein erbärmlich Ding« vor dieser echten Sorge. Stolz, verletzte Ehre, Trauer und

Achtung führten täglich in seinem Herzen einen wilden Streit; bald wollte er sich, um Haaresbreite, seinem Vater auf Gnade und Ungnade unterwerfen; bald sich heimlich in der Nacht auf und davon machen, um nie wieder nach Nasebyhaus zurückzukehren. Er litt beim Anblick seines Vaters, ja ihn quälte selbst die Nähe dieses ihm so vertrauten Tales, wo jeder Winkel seine besondere Geschichte hatte und ihn mit Erinnerungen aus der Kinderzeit bestürmte. Wenn er in ein anderes Land zu lauter Fremden flüchtete, wer weiß, ob er nicht dort seinem Schicksal entgehen und seinen leichten Sinn zurückgewinnen könnte? Von jenem höchsten Gipfel der Hügel, der, einem mahnenden Finger gleich, dann und wann von einem Pfeil des Sonnenlichts getroffen, aufblitzte, konnte der Schäfer bei klarem Wetter den Schein des Meeres erspähen. Dort, glaubte Dick, läge die Hoffnung. Aber sein Herz versagte, wenn er den alten Herrn anblickte, und er blieb. Sein Geschick war nicht das eines Reisenden durch Meer und Land; sein Reiseweg sollte ihn in das Gebiet des

Geistes führen, und früher als er glaubte,  
war ihm bestimmt, diese Reise anzutreten.

Eines Tages traf es sich, daß sein Weg ihn  
in eine Gegend des Hügellandes führte, die  
ihm fast unbekannt war. Mühsam hatte er  
sich durch einen unwegsamen Wald  
gearbeitet und trat hinaus auf ein  
Hochmoor, das sich bis zu den Bergen  
dehnte. Unweit auf einer Kuppe streckten  
ein paar schottische Föhren ihre Zweige  
gen Himmel. Ein klarer Quell entsandte  
vom Fuße des Hügels ein Miniaturflüßchen,  
das sich durch Heidekraut schlängelte. Ein  
Hagelschauer war soeben vorübergezogen,  
aber jetzt strahlte die Sonne, und die Luft  
duftete von Tannen und Heu. Auf einem  
Stein unter den Bäumen saß eine junge  
Dame und zeichnete. Wir sind daran  
gewöhnt, Frauen vermöge ihrer Kleidung in  
einer gewissen symbolischen Verklärung zu  
betrachten. Der leichteste Weg, sich unsere  
Gebieterin ins Gedächtnis zu rufen, ist, sie  
uns als ein sehr kompliziertes Ding,  
hauptsächlich aus Unterröcken bestehend,  
vorzustellen. Doch Menschentum hat

allmählich über Kleidung triumphiert; der Anblick, die Berührung eines Kleides haben Leben bekommen; und das Weib, das sich früher hinter diesen materiellen Hüllen verbarg, hat jetzt ihr Gewand völlig durchdrungen und ist aus ihm herausgetreten.

Es war lediglich ein schwarzes Kleid, das Dick Nasebys Auge fesselte. Aber es ergriff Besitz von seinem Denken, und alle anderen Gedanken schwanden. Dick trat näher, und das Mädchen drehte sich um. Ihr Gesicht bezauberte ihn. Es war ein Gesicht, wie er es sich ersehnt hatte, und gleich einem Atemzug nahm er es in sich auf.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er und nahm seinen Hut ab. »Sie sind Malerin?«

»Oh!« stieß sie hervor, »nur zu meiner Zerstreuung. Ich verachte das Zeug.«

»Zehn zu eins, Sie tun sich selbst unrecht«, erwiderte Dick. »Außerdem ist die Kunst

eine Art Freimaurerei. Ich zeichne selbst, und Sie wissen, was das bedeutet.«

»Nein! Was hat das zu bedeuten?« erkundigte sie sich.

»Zweierlei«, war seine Antwort; »erstens, daß ich kein sehr schlimmer Kritiker bin, und zweitens, daß ich ein Anrecht habe, Ihr Bild zu sehen.«

»Oh, nicht doch«, sagte sie und verdeckte den Block mit beiden Händen. »Ich schäme mich.«

»Aber ich könnte Ihnen vielleicht einen Rat geben«, meinte Dick; »obgleich ich nicht selbst Künstler bin, habe ich doch zahlreiche Künstler kennengelernt; in Paris waren viele Künstler meine Freunde, und ich trieb mich meistens in Ateliers herum.«

»In Paris?« rief sie und Ihre Augen begannen zu blitzten. »Ist Ihnen je Mr. van Tromp begegnet?«

»Begegnet? Mir? Gewiß! Warum? Sie sind doch nicht des Admirals Tochter?«

»Des Admirals? Nennen die Leute ihn so?« erkundigte sie sich. »Oh, wie reizend von ihnen! Es sind wohl die jüngeren Künstler, die ihn so nennen, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Dick etwas gedrückt.

»Jetzt werden Sie auch verstehen«, sagte sie mit einem nicht wiederzugebenden Ton edelsten, befriedigtesten Stolzes, »warum ich meine Skizzen nicht zeigen möchte. Van Tromps Tochter! Des Admirals Tochter! Ich bin entzückt über den Namen. Der Admiral! Sie kennen also meinen Vater?«

»Natürlich«, entgegnete Dick. »Wir sind einander häufig begegnet. Wir waren sogar befreundet. Er hat vielleicht meinen Namen erwähnt – Naseby.«

»Er schreibt so selten. Er ist so beschäftigt, so ganz seiner Kunst hingeggeben!  
Manchmal habe ich fast den Wunsch«,

fügte sie lachend hinzu, »mein Vater wäre ein einfacherer Mann, dem ich helfen könnte – dem ich eine Stütze sein könnte; doch nur manchmal, wissen Sie – und auch nur mit halbem Herzen. Er ist ein großer Maler! Haben Sie seine Werke gesehen?«

»Ich habe einige gesehen«, erwiderte Dick, »sie – sie sind – sehr niedlich.«

Sie lachte laut auf. »Niedlich?« wiederholte sie. »Ich merke, Sie haben für Kunst nicht viel übrig.«

»Stimmt«, gab er zu, »aber ich weiß, daß zahlreiche Leute froh sind, Mr. van Tromps Gemälde kaufen zu können.«

»Nennen Sie ihn den Admiral!« rief sie. »Das klingt so hübsch und vertraut, und ich freue mich beim Gedanken, daß er so geschätzt wird und daß die jungen Maler zu ihm aufblicken. Er wurde nicht immer richtig gewürdigt. Lange Jahre hat er ein schreckliches Leben gehabt. Und wenn ich denke – Tränen traten in ihre Augen –

»wenn ich daran denke, könnte ich fast verrückt werden. Doch jetzt will ich nach Hause gehen. Sie haben mich ganz glücklich gemacht. Sie müssen wissen, Mr. Naseby, daß ich meinen Vater seit meinem sechsten Jahre nicht mehr gesehen habe, und dennoch lebt er den ganzen Tag in meiner Erinnerung! Sie müssen kommen und mich besuchen; meine Tante wird entzückt sein, das weiß ich genau. Und dann werden Sie mir alles erzählen, – alles, was Sie von meinem Vater wissen. Bitte, bitte!«

Dick half ihr, das Zeichenmaterial zusammenzupacken, und als alles fertig verschnürt war, reichte sie Dick ihre Hand und erwiderte herzlich deren Druck.

»Sie sind meines Vaters Freund«, sagte sie. »Wir wollen auch gute Freunde werden. Sie müssen kommen und mich recht bald besuchen.«

Dann verschwand sie in raschem Lauf den Hügel hinunter, und Dick stand da in einem

Zustand der Verwirrung, ja sogar der Pein. Manches an dieser Begegnung war lächerlich. Aber das schwarze Kleid und das Antlitz, das dazu gehörte, und die Hand, die er in seiner gehalten hatte, stimmten ihn ernst. Wie sollte er sich unter den gegebenen Umständen verhalten? Vielleicht dem Mädchen aus dem Wege gehen? Hm. Er würde darüber nachdenken. Vielleicht ihr die Wahrheit mitteilen? Was hätte das für einen Zweck? Zehn zu eins, ihre Verblendung war so groß, daß er damit keinen Erfolg haben würde. Oder die Täuschung aufrecht erhalten? Die Tatsachen beschönigen? Ihre falsche Vorstellung noch unterstützen, ohne jedoch direkte Lügen auszusprechen? Nun, auch darüber würde er noch nachdenken und auch, ob er nicht doch eine erneute Zusammenkunft vermeiden sollte. Ueber diesen letzten Punkt dachte er so gründlich nach, daß der nächste Nachmittag ihn bereits auf dem Wege, sie zu besuchen, sah.

Inzwischen war das junge Mädchen direkt, leicht wie ein Vogel, vor Freude jubilierend,

nach Hause geeilt, zu der kleinen Villa, in der sie allein mit einer unverheirateten Tante lebte. Sofort berichtete sie der alten Dame, einer grämlichen, sechzigjährigen Schottin mit zitterndem Kopf, ihre Begegnung und ihre Einladung.

»Ein Freund von ihm?« rief die Tante.  
»Was ist er für ein Mensch? Wie sagtest du, war sein Name?«

Sie wurde totenstill und starre die alte Frau fassungslos an. Dann sehr langsam: »Ich sagte dir doch, er wäre meines Vaters Freund; ich habe ihn in mein Haus gebeten, und er wird kommen.«

Damit ging sie auf ihr Zimmer und blieb dort den ganzen Abend und stierte die Wand an. Miß M'Glashan – das war der Name der Tante – las in der Küche mit der Freude einer Märtyrerin in einer dicken Bibel. Es mochte gegen halb vier Uhr sein, als sich Dick, äußerst sorgfältig gekleidet, vor der Tür des Häuschens einstellte. Er klopfte, und eine Stimme bat ihn,

einzutreten. Die Küche, die sich direkt nach dem Garten öffnete, wurde durch das Laubwerk verdunkelt, aber er konnte trotzdem das junge Mädchen erkennen, als es aus dem entferntesten Winkel auf ihn zueilte. Diese zweite Begegnung mit ihr überraschte ihn. Ihre starken, schwarzen Augenbrauen sprachen von einem leicht erregbaren, aber schwer zu besänftigenden Temperament; ihr Mund war klein, nervös und schwach. Es lag etwas Gefährliches und verborgen Trotziges in ihrem Wesen, aber auch vieles, das ehrenhaft, mitfühlend, ja sogar edelmütig anmutete.

»Meines Vaters Name«, sagte sie, »macht, daß Sie herzlich willkommen sind.« Und sie reichte ihm ihre Hand wie eine Gunstbezeugung. Es war eine freundliche Begrüßung, obgleich etwas gekünstelt. Dick fühlte sich wie im siebenten Himmel. Sie führte ihn durch die Küche in das Wohnzimmer und stellte ihn Miß M'Glashan vor.

»Esther«, sagte die Tante, »bereite bitte für Mr. Naseby den Tee.«

Sobald das Mädchen zu diesem gastfreundlichen Zweck hinausgegangen war, durchquerte die alte Frau das Zimmer und trat fast drohend dicht vor Dick hin.

»Sie kennen jenen Menschen?« erkundigte sie sich in herrischem Flüsterton.

»Mr. van Tromp?« fragte Dick. »Gewiß kenne ich ihn.«

»Nun? Und was bringt Sie hierher?« rief sie. »Ihre Mutter kann ich nicht schützen – sie ist tot –, wohl aber das Kind.« In ihrer Stimme lag ein Klang, der den armen Dick mit Bestürzung erfüllte. »Mann, worum handelt's sich jetzt?« fuhr sie fort. »Braucht er Geld?«

»Gnädige Frau«, sagte Dick, »ich glaube, Sie verkennen meine Stellung. Ich bin der junge Mr. Naseby von Nasebyhaus. Meine Bekanntschaft mit Mr. van Tromp ist

wirklich nur ganz oberflächlich. Ich fürchte, Miß van Tromp hat unsere Intimität in ihrer Einbildung übertrieben. Ich weiß positiv nichts von seinen Privatangelegenheiten und kümmere mich auch nicht um sie. Ich traf ihn zufällig in Paris – das ist alles.«

Miß M'Glashan schöpfte tief Atem. »In Paris? Nun, und was halten Sie von ihm? – Was halten Sie von ihm?« wiederholte sie in schärferem Tone, als Richard, dem eine solche Frage nicht nach seinem Geschmack war, auf eine Antwort warten ließ.

»Ich fand, daß er ein sehr angenehmer Gesellschafter sei«, entgegnete er.

»Ah«, sagte sie, »wirklich? Und womit verdient er sich sein täglich Brot?«

»Ich vermute« stieß Dick hervor, »Mr. van Tromp besitzt zahlreiche großzügige Freunde.«

»Dafür verbürge ich mich«, höhnte sie. Und bevor Dick noch ein Wort sagen konnte, war sie aus dem Zimmer verschwunden.

Esther kam mit dem Teebrett zurück und setzte sich.

»Und jetzt«, sagte sie behaglich, »erzählen Sie mir alles über meinen Vater.«

»Er –«, stammelte Dick, »er ist ein sehr angenehmer Gesellschafter.«

»Ich fange bald an zu glauben, daß er ein angenehmerer Gesellschafter ist als Sie, Mr. Naseby«, sagte sie lachend.

»Sie vergessen, ich bin seine Tochter. Fangen Sie mit dem Anfange an, und erzählen Sie mir alles, was Sie von ihm gesehen haben, alles, was er gesagt hat, und alles, was Sie antworteten. Sie müssen ihn doch irgendwo getroffen haben. Beginnen Sie damit.«

Er fing also an zu berichten: wie er den Admiral malend in einem Kaffeehause erblickt und wie die Kunst ihren Vater so gefesselt hätte, daß er nicht hatte warten können, bis er zu Hause gewesen wäre, um – nun –, um seine Gedanken hinzuwerfen; daß seine Gedanken (dies als Antwort auf eine Frage) aus einem krähenden Hahne und zwei pickenden Hühnern bestanden hätten; daß er in seinem Atelier ein Gemälde nach einem griechischen Vorwurf in Arbeit hätte, das in mehrfacher Hinsicht sehr bemerkenswert zu sein schiene; wie nie jemand das Atelier, in dem dieses Kunstwerk rasch, wenn auch im Verborgenen, seiner Vollendung entgegenreifte, gesehen habe, noch seine genaue Lage kenne, wie (dies als Antwort auf eine entsprechende Anregung) diese Scheu dem Admiral, Michelangelo und anderen gemeinsam wäre; wie sie (Dick und van Tromp) auf den ersten Blick Bekanntschaft geschlossen und noch am gleichen Abend zusammen diniert hätten; wie er (der Admiral) einmal einem Bettler Geld gegeben hätte; mit welcher Rührung

er von seiner kleinen Tochter spräche; wie er sich einmal Geld geborgt hätte, um ihr eine Puppe zu senden – ein Charakterzug, würdig eines Newton, war doch seine Tochter damals schon wenigstens neunzehn Jahre alt gewesen –; wie, falls die Puppe nie ihren Bestimmungsort erreicht hätte (was sie in der Tat niemals tat), dieser Zug um so charakteristischer wäre für den höchsten Grad schöpferischen Intellekts; wie – nein, nicht schön – bestrickend er wäre, ja, Dick wollte so weit gehen, einfach bestrickend zu sagen, wie seine Schuhe glänzten, wie schwarz sein Rock wäre, kein Cutaway, nein, ein Gehrock; und so fort und so fort, meterweise. Es war eigentlich erstaunlich, wie wenig Lügen nötig waren. Alles in allem übertreiben die Leute die Schwierigkeiten des Lebens. Eine leichte Wendung, nur ein Ruderschlag dann und wann, und das Reich der doppelsinnigen Unterhaltung ist – einen willigen Zuhörer vorausgesetzt – unbegrenzt.

Ab und zu stattete Miß M'Glashan dem Wohnzimmer einen erkältenden Besuch ab;

dann wurde die Aufgabe ganz erheblich schwieriger. Aber Esther gegenüber, die ganz Auge und Ohr war, das Gesicht vor Spannung leuchtend, floß sein Redestrom ohne Unterbrechung und Stockung, und sein Geist war nie um treffliche Ausflüchte verlegen.

Was für ein Nachmittag war das für Esther!

»Ach« sagte sie endlich, »wie gut es tut, all das zu hören! Sie müssen wissen, meine Tante ist engherzig und furchtbar fromm. Sie kann das Leben eines Künstlers nicht begreifen. Mich jedoch erschreckt das alles nicht«, fügte sie großartig hinzu, »ich bin eines Künstlers Tochter.«

Dieser Ausspruch tröstete Dick hinsichtlich seines Betruges. Die Täuschung war ja schließlich gar nicht so schlimm. Und wenn es auch wirklich Schwindel war, war dieser Schwindel nicht ein frommer Betrug? Konnte es eine höhere Aufgabe geben, als in dem Herzen einer Tochter das kindliche Vertrauen und die kindliche Ehrfurcht

lebendig zu erhalten, die, selbst falsch angebracht, sie gleich einem geistigen Edelstein schmückte? Vielleicht regte sich bei Dick daneben noch ein Hintergedanke: ein Schatten von Feigheit, der egoistische Wunsch, zu gefallen. Der arme Dick war ja auch nur ein Mensch, und was würdet ihr an seiner Stelle getan haben?

## **Viertes Kapitel.Ester über die kindlichen Beziehungen**

Einen Monat später trafen sich Dick und Esther an dem Zaun neben dem Kreuzweg. Wäre außer den Vögeln und Insekten jemand anderes dort gewesen, um sie zu beobachten, er würde bemerkt haben, daß ihr Beisammensein ganz anders verlief als an früheren Tagen. Dick zog sie in seine Arme, und lange Zeit preßten sich ihre Lippen aufeinander. Dann hielt er sie auf Armeslänge von sich, und sie blickten sich lange in die Augen.

»Esther!« sagte er. Ihr hättet seine Stimme hören sollen!

»Dick!« sagte sie.

»Mein Liebling!«

Es dauerte einige Zeit, bevor sie weitergingen. Er schlang einen Arm um

ihre Taille, und dicht aneinandergeschmiegt schritten sie weiter. Die Sonne, die Vögel, der Westwind, der durch die Bäume strich, ein Druck, ein Blick, das Umfassen eines einzelnen Fingers: diese Dinge vertraten bei ihnen die Stelle der Gedanken und erfüllten ihre Herzen mit Jubel. Der Pfad, dem sie folgten, führte durch ein lichthes Tannengehölz, dessen Boden mit Heide und Blaubeeren bedeckt war, und nicht ohne einen gewissen Ernst bat Dick Esther, sich auf diesem einladenden Teppich niederzulassen.

»Esther«, begann er, »es gibt etwas, das ich dir sagen muß. Du weißt, mein Vater ist ein reicher Mann, und du glaubst vielleicht, daß wir uns jetzt, da wir uns lieben, sobald es uns gefällt, heiraten können. Aber ich fürchte, Liebling, wir werden noch lange warten und unseren ganzen Mut zusammenraffen müssen.«

»Ich habe Mut zu allem«, sagte sie. »Ich besitze alles, was ich brauche. Mit dir und meinem Vater geht es mir so gut, und die

Wartezeit ist so glücklich, daß ich ein ganzes Leben lang warten könnte, ohne müde zu werden.«

Bei Erwähnung des Admirals fühlte Dick einen stechenden Schmerz. »Hör mich zu Ende«, fuhr er fort, »ich hätte es dir schon eher sagen sollen. Aber ich schreckte von jeher vor dem Gedanken zurück. Wenn es möglich wäre, würde ich es dir auch jetzt noch nicht erzählen. Mein armer Vater und ich sprechen kaum miteinander.«

»Dein Vater?« wiederholte sie und wurde blaß.

»Das muß dich sonderbar berühren, und doch glaube ich nicht, daß ich mir etwas vorzuwerfen habe«, sagte er. »Ich werde dir erklären, wie alles kam.«

»Oh, Dick«, sagte sie, als sie ihn zu Ende angehört hatte. »Wie mutig du bist und wie stolz! Doch einem Vater gegenüber würde ich nicht stolz sein. Ich würde ihm alles sagen.«

»Was!« rief Dick. »Nach Monaten kommen und mich brüsten, daß ich die Absicht hatte, den Kerl zu verprügeln, und es dann doch nicht tat? Und warum tat ich es nicht? Weil mein Vater sich noch viel eselhafter benommen hatte, als ich annehmen konnte. Liebste, das ist Unsinn.«

Bei diesen Worten zuckte sie zusammen und zog sich ein wenig zurück. »Aber, wenn es doch gerade das ist, was er verlangt«, verteidigte sie sich. »Wenn er bloß wüßte, daß du diesen Wunsch gehabt hast, würde es ihn stolz und glücklich machen. Er würde einsehen, daß du trotz allem sein echter Sohn bist und die gleichen Gedanken und den gleichen ritterlichen Geist besitzt! Und dann hast du dir durch dein Schweigen ja nur selbst unrecht getan. Du verwarfst deinen ersten Entschluß doch nur, weil der Herausgeber schwach und arm war und sich entschuldigte. Wäre er ein großer, gesunder Mensch gewesen, mit einem Schnurrbart, du würdest ihn geschlagen haben. Gewiß, das hättest du getan, und wenn sich Mr. Naseby auch

noch zehnmal ärger kompromittiert hätte.  
Glaubst du, wenn du es mir erzählst, und  
ich es sofort begreife, daß es schwerer sein  
würde, es deinem eigenen Vater zu sagen?  
Und daß er nicht sogar noch freudiger mit  
dir sympathisieren würde als ich? Ich liebe  
dich, Dick, aber immerhin ist er doch dein  
Vater.«

»Mein Liebling«, sagte Dick verzweifelt,  
»das verstehst du nicht. Du weißt nicht, was  
es heißt, tagtäglich ohne jedes Verständnis  
behandelt zu werden und täglich, während  
der Kinderzeit und Knabenzeit und auch  
noch als Mann, kleine Ungerechtigkeiten zu  
erdulden, bis dich das bloße Anhören zur  
Verzweiflung treibt, bis dich diese Dinge  
quälen wie ein Nachtgespenst, bis du fast  
den Anblick des Mannes, den du liebst und  
der vor allem doch dein Vater ist,  
verabscheust. Mit einem Wort, Esther, du  
weißt nicht, was es heißt, einen Vater zu  
haben; das ist es, was dich blind macht.«

»Ich verstehe«, sagte sieträumerisch, »du  
weißt, daß es mein Glück ist, einen Vater

wie den meinigen zu besitzen. Und doch bin ich nicht vollkommen glücklich! Du vergißt, ich kenne ihn ja gar nicht. Du, du kennst ihn. Er ist bereits mehr dein Vater als meiner«, und sie ergriff Dicks Hand. Dicks Herz erstarrte fast zu Eis.

»Aber ich leide mit dir«, fuhr sie fort, »wie traurig und einsam mußt du dich fühlen.«

»Du mißverstehst mich«, stieß Dick hervor. »Mein Vater ist der beste Mann, den ich auf der ganzen Welt kenne. Er ist hundertmal mehr wert als ich, nur versteht er mich nicht, und das läßt sich nicht ändern.«

Eine Weile herrschte Schweigen. »Dick«, begann sie dann wieder, »ich möchte dich um etwas bitten. Es ist die erste Bitte, seit du mir sagtest, du liebest mich. Kann ich deinen Vater wenigstens einmal sehen? – Nur im Vorübergehen sehen, meine ich, so daß er mich gar nicht bemerkt.«

»Warum?« fragte Dick.

»Es ist nur eine Laune. Du vergißt, daß  
Väter für mich etwas Romantisches haben.«

Diese Andeutung genügte Dick. Er stimmte eilig zu, und mit der Qual und dem Widerwillen eines armen Sünders führte er sie einen Seitenweg hinunter und hieß sie sich in einem Gebüsch verbergen, von dem aus sie den Gutsherrn zum Essen vorbereiten sehen konnte. Dort saßen sie beide schweigend, Hand in Hand, fast eine halbe Stunde. Endlich erklang in der Ferne der Hufschlag eines Pferdes. Das Parktor öffnete sich geräuschvoll, dann erschien Mr. Naseby, mit gebeugtem Rücken und bedrücktem, galligem Gesichtsausdruck, in langsamem Schritt näher reitend. Esther erkannte ihn sofort. Sie hatte ihn bereits früher wiederholt gesehen. Doch bei der völligen Gleichgültigkeit gegen alles, was außerhalb des Umkreises ihrer Liebe lag, hatte sie sich nie darum gekümmert, wer er wäre. Aber jetzt erkannte sie ihn sofort, fand ihn aber um zehn Jahre gealtert, verdüstert und abgespannt, mit dem Stempel schwerer Sorge auf dem Gesicht.

»Oh, Dick, Dick!« schluchzte sie, und Tränen liefen über ihr Antlitz, als sie es an seiner Brust barg. Auch seine Tränen strömten reichlich. Es war ein trauriger Heimweg. Und an diesem Abend, erfüllt von Liebe und guten Vorsätzen, versäumte Dick keine Gelegenheit, seinen Vater zu erfreuen, ihn von seiner Achtung und Liebe zu überzeugen, das zerrissene Band wieder anzuknüpfen und zwei Herzen zu vereinen. Aber ach! der Gutsherr war müde und mürrisch; den ganzen Tag hatte er über Dicks Entfremdung gebrütet – denn so nannte er es bei sich selbst – und mit Brummen, kalten Worten und kalten Schultern wies er alle Annäherungsversuche zurück und verschanzte sich erst recht hinter seinem gerechtfertigten Groll.

## **Fünftes Kapitel. Des verlorenen Vaters erstes Auftreten zu Hause**

Dieses ereignete sich an einem Dienstag. Am folgenden Donnerstag, als Dick auf Verabredung früher als gewöhnlich nach dem kleinen Häuschen ging, begegnete ihm zu seinem Schrecken auf der Straße ein Landwägelchen aus Thymebury mit den menschlichen Ueberresten Miß M'Glashan's. Sie ließ sich jedoch nicht herab, ihn beim Vorbeifahren zu bemerken. Ihr Gesicht war tränenüberströmt und drückte größte Sorge um das Gepäck aus, das rings um sie aufgestapelt lag. Dick blieb stehen und überlegte, was dieser Umstand wohl zu bedeuten hätte. Aber es war ein so herrlicher Tag, daß er keine Lust hatte, etwas Schlimmes anzunehmen. Dennoch mußte sich in der Villa etwas Tragisches ereignet haben, etwas von entscheidender Natur, denn in dem Wagen

befand sich Miß M'Glashan samt ihrem kleinen Erbe in braunen Packpapieren auf der Reise, und der alten Dame Verhalten verriet heißen Kampf und völlige Niederlage.

Würde das Haus ihm etwa verschlossen sein? War Esther allein zurückgeblieben, oder war ein neuer Beschützer aus der Reihe der Millionen Europäer in Erscheinung getreten? Es liegt im Wesen der Liebe, die nahen Verwandten des geliebten Gegenstandes zu verabscheuen. Viele Kapitel in der Geschichte der menschlichen Rasse haben dieses Gefühl gerechtfertigt, und besonders das Verhalten von Onkeln hat schon häufig eine Rüge von Seiten des unabhängigen Romanschriftstellers erfahren. Miß M'Glashan erschien Dick jetzt im rosigen Lichte des Mitgefühls. Wer auch ihr Nachfolger sein mochte, Dick fühlte, die Veränderung konnte nur zum Schlechten sein. Seine Gedanken eilten ihm voran, und mit jedem Schritt wuchs seine Besorgnis. Als er endlich den Garten betrat, klang eine

bekannte Stimme an sein Ohr, und er blieb wie angewurzelt stehen, diesmal aber nicht von Zweifeln gebannt, sondern durch die unleugbare Gewißheit eines Unheils. Der Blitz hatte eingeschlagen: der Admiral war da. In dem panischen Schrecken dieses Augenblicks wollte Dick die Flucht ergreifen, aber Esther hielt, wenn ihr Geliebter erwartet wurde, scharf Ausguck. Im Nu war sie an seiner Seite, übervoll von Neuigkeiten und Freude, zu glücklich, um seine Verlegenheit zu bemerken, und in einem goldenen Ueberschwang des Entzückens, der sich nicht in Worten, sondern nur in Zärtlichkeiten ausströmen konnte. Sie ergriff ihn an den Fingerspitzen (indem sie sich vorbeugte, um seine Hände erreichen zu können, denn ihr einziger Gedanke war, Zeit zu sparen), zog ihn an sich, stieß ihn vor sich zur Tür hinein und stellte ihn Mr. van Tromp, bekleidet mit einem Anzug aus französischem Samt und mit einem bemerkenswerten Furunkel auf der Nase, Angesicht in Angesicht gegenüber. Dann, als wäre dieses das Höchste, was sie an Freude ertragen konnte,

wandte sich Esther ab und eilte aus dem Zimmer. Die beiden Männer blieben allein zurück und blickten sich beide in ziemlicher Verwirrung an. Natürlich war van Tromp der erste, der seine Fassung wieder gewann. Mit vornehmer Geste streckte er seine Hand aus.

»Sie kennen also mein kleines Mädchen, meine Esther?« fragte er. »Das ist schön; das ist, was ich von der Heimat erwartet habe. Heimat! Ein seltsames Wort für den alten Freibeuter. Doch wir alle haben eine Sehnsucht nach Heimat und Häuslichkeit, mögen wir dies Gefühl noch so tief verbergen. Diese Sehnsucht hat mich hierher geführt, Mr. Naseby«, schloß er mit einem Ausdruck, der auf der Bühne sein Glück begründet haben würde, so angemessen, so schwermüfig, so hoheitsvoll, so ganz eines Weltmannes und Philosophen würdig. »Hier sehen Sie einen zufriedenen Menschen.«

»Ich sehe«, sagte Dick.

»Nehmen Sie Platz«, fuhr der Parasit fort und ging mit gutem Beispiel voran.  
»Fortuna war gegen mich (ich nippe grade ein wenig Likör – nach meiner Reise). Es ging mit mir bergab, Mr. Naseby; unter uns, ich stand da, décavé. Ich lieh mir 50 Franken, schmuggelte meine Handtasche am Portier vorbei – eine Arbeit, die erheblichen Takt erforderte – und hier bin ich!«

»Ja«, sagte Dick, »hier sind Sie.« Er fühlte sich völlig idiotisch.

In diesem Augenblick betrat Esther wieder das Zimmer. »Freust du dich, ihn wieder zu sehen?« flüsterte sie ihrem Geliebten ins Ohr, und das Frohlocken in ihrer Stimme unterbrach das Flüstern fast wie Gesang.

»Oh, gewiß, sehr.«

»Das wußte ich«, erwiderte sie. »Ich erzählte ihm, wie du ihn liebst.«

»Bedienen Sie sich«, sagte der Admiral,  
»bedienen Sie sich! Wir wollen auf ein  
neues Leben trinken.«

»Auf ein neues Leben!« wiederholte Dick und hob das Glas an die Lippen, setzte es aber unberührt wieder hin. Für einen Tag hatte er genug Neuigkeiten.

Esther saß auf einem Schemel zu ihres Vaters Füßen, hielt ihre Knie mit den Armen umschlungen und blickte stolz von einem ihrer beiden Besucher zum andern. Ihre Augen glänzten, so daß man nie sicher war, ob nicht Tränen in ihnen ständen. Leichte Wonneschauer durchrieselten ihren Körper. Bisweilen preßte sie ihr Kinn gegen die Brust. Dann warf sie ekstatisch den Kopf zurück, mit einem Wort: sie befand sich in jenem Zustande, da man von einem Menschen sagt, er wisse sich vor Glück nicht zu fassen. Es wäre schwer, Richards Leiden zu übertreiben. Inzwischen schwatzte van Tromp unaufhörlich: »Ich vergesse nie einen Freund«, sagte er, »ebensowenig einen Feind; von letzteren

hatte ich freilich nur zwei – mich selbst und das Publikum. Und ich denke, an beiden habe ich hübsch freigiebig Rache genommen.« Er kicherte. »Aber diese Zeiten sind ein für alle mal vorbei. Van Tromp existiert nicht mehr. Er war ein Mann, der Erfolge hatte. Ich denke, Sie wissen es, ich hatte Erfolge. Doch wir wollen deren fürder nicht mehr Erwähnung tun.« Mit einem Lächeln zupfte er seine Krawatte zurecht. »Wie gesagt, jener Mann existiert nicht mehr: durch einen Willensakt habe ich ihn vernichtet. Aehnliche Beispiele finden Sie in der Literatur. Erst ein glänzender und außergewöhnlicher Aufstieg, bemerkenswert für alle Kenner, einschließlich der Gerichtsdiener, möchte ich sagen; und dann, presto! Ein ruhiger, gewitzigter alter Bonhomme, der seine Rosen züchtet. In Paris, Mr. Naseby –« ...

»Nenne ihn Richard, Vater«, sagte Esther.

»Also Richard, wenn es mir gestattet ist. Wahrlich, wir sind ja alte Freunde und jetzt nahe Nachbarn; apropos, was für Nachbarn

sind wir eigentlich, Richard? Ich glaube,  
dieses Häuschen steht auf Ihres Vaters  
Grund und Boden – eine Familie, die ich  
hoch schätze – und der Wald gehört, so viel  
ich weiß, Lord Trevanion. Nicht, daß ich  
mich darum kümmere. Ich bin ein alter  
Bohemien, ich habe mit der Gesellschaft in  
schroffster Form gebrochen. Ich schnitt sie,  
während ich mich im Glück befand, und  
ernte jetzt meinen Lohn: auch in meinem  
Niedergang kann ich sie noch mit Würde  
schneiden. Das sind so unsere kleinen  
amours propres, meine liebe Tochter: dein  
Vater muß sich seine Selbstachtung wahren.  
– Ich danke dir; ja bitte, nur ein  
Schlückchen, ein Schlückchen, verdünnt –  
Dank, besten Dank, du verwöhnst mich.  
Aber, was ich gerade sagen wollte, Richard,  
oder worüber ich sprechen wollte, man ließ  
meine Tochter hier versauern; ihre Tante  
war nur eine Anstandsdame; daher, in  
Par[e]nthese, lieber Richard, ihr Mißtrauen  
gegen mich. Meine Art und die dieser  
Tugendwächterin sind Pole – die  
gegensätzlichsten Pole. Doch jetzt, da ich  
hier bin, jetzt, da ich den Kampf

aufgegeben habe und hinfert nur noch für ein einziges meiner Werke leben will – ich bin so bescheiden, es für mein bestes Werk zu erklären – für meine Tochter – jetzt werden wir das alles in Ordnung bringen.  
Was ist's mit den Nachbarn, Richard?«

Aus Richards Antwort ging hervor, daß zahlreiche vornehme Familien im Tale des Thyme wohnten.

»Sie werden uns bei ihnen einführen«, erklärte der Admiral.

Dicks Hemd wurde klatschnaß. Er stammelte eine unbeholfene Entschuldigung, er müsse leider aufbrechen, was Esther auf Dicks Scheu, aufdringlich zu erscheinen, zurückführte und daher sehr zu Dicks Gunsten auslegte.

Sie versuchte, ihn zurückzuhalten.

»Vor unserem Spaziergang?« rief sie.  
»Ausgeschlossen! Ich muß meinen Spaziergang haben.«

»Wir wollen alle gehen«, sagte der Admiral, sich erhebend.

»Du weißt ja gar nicht, ob wir dich heute brauchen können«, rief Esther und lehnte sich zärtlich an seine Schulter. »Ich möchte mich mit meinem alten Freunde über meinen neuen Vater besprechen. Aber du darfst heute trotzdem mitkommen. Du darfst alles tun, was du willst. Ich habe mir fest vorgenommen, dich zu verwöhnen.«

»Ich würde gern noch einen Tropfen trinken«, sagte der Admiral und schenkte sich ein Glas Brandy ein. »Es ist erstaunlich, wie mich diese Reise ermüdet hat. Ich fange an, alt zu werden. Ja, ich werde alt, ich werde alt – und mit Trauer muß ich hinzufügen – kahl.«

Kokett stülpte er sich einen weißen Schlapphut auf den Kopf – sein Benehmen war das eines Herzensbrechers. Esther hatte bereits ihren Hut aufgesetzt und war fertig, als er noch in einem Spiegel das Resultat seiner Bemühungen studierte. Das Furunkel

nahm seine Aufmerksamkeit etwas schmerzlich in Anspruch.

»Wir sind jetzt der Herr Papa; wir müssen ehrbar sein«, sagte der Admiral zur Erklärung seines stutzerhaften Wesens zu Dick; dann ging er zu dem Schirmständer und wählte sich einen Stock aus.

Wo waren die eleganten Stöcke seiner Pariser Zeit? Dieser Stab war eine Stütze für das Alter und bestimmt für ländliche Szenerien. Dick fing an, des Mannes Freude an seiner neuen Rolle zu verstehen und zu würdigen, als er sah, wie sorgfältig der Admiral »seine Maske« vorbereitet hatte. Selbst einen besonderen Schritt hatte er sich für diesen ersten Landausflug mit seiner Tochter zugelegt, einen Schritt, der bewunderungswürdig paßte. Er ging mit Anstrengung, er stützte sich auf den Stock; er blickte sich mit trauriger, lächelnder Freude über alles, was er sah, um; er erkundigte sich sogar nach dem Namen einer Pflanze und schalt sich selbst einen alten Stadtvogel, entfremdet der Natur.

»Dieses Landleben wird mich wieder jung machen«, seufzte er. Beim Abenddämmern erreichten sie die Spitze des Berges. Die Sonne war im Untergehen, alle Farben hatten sich im Westen zusammengezogen, die feinsten Umrisse der Höhen wurden durch die sanften, schrägen Strahlen hervorgehoben, und das weite Moor, von Tälern und Haselnußhecken wie von Adern durchzogen, erstreckte sich westlich und nördlich in einem dunstigen Glorienschein.

Der Maler in van Tromp erwachte.

»Gott, Dick!« rief er, »welche Tinten!«

Eine Ode von vierhundert Versen hätte Esther nicht so zu rühren vermocht. Ihre Augen füllten sich mit Tränen des Glücks. Ja, das war der Vater, von dem sie geträumt, wortkarg, freundlich, ein Maler im innersten Herzen und im Wesen ein echter Gentleman. Gerade in diesem Augenblick entdeckte der Admiral ein Haus am Wege und etwas über der Haustüre, das man als

ein Wahrzeichen für die Hoffnungsvollen und Durstigen deuten konnte.

»Ist das nicht ein Wirtshaus?« erkundigte er sich und deutete mit seinem Stocke auf das Schild.

Eine auffällige Veränderung klang aus seiner Stimme, als messe er der Frage besondere Wichtigkeit bei: Esther lauschte in der Erwartung, etwas Witziges oder Kluges zu vernehmen.

Dick bejahte die Frage.

»Kennen Sie es?« erkundigte sich der Admiral.

»Ich bin wohl hundertmal an der Kneipe vorübergegangen, das ist alles«, erwiderte Dick.

»Ah«, rief van Tromp und schüttelte mißbilligend sein Haupt. »Sie gehören also nicht zu der alten Garde! Sie müssen die Welt erst kennenlernen. Sehen Sie mich an.

Ich entdecke ein Wirtshaus, unmittelbar bei meinem eigenen Hause, und mein erster Gedanke ist: mein Nachbar. Ich werde vorangehen, um mit meinem Nachbarn Bekanntschaft zu schließen; nein, ihr braucht nicht mitzukommen; es dauert nur eine Minute.«

Rasch schritt er auf die Schenke zu und ließ Dick und Esther allein auf der Straße.

»Dick«, flüsterte Esther, »ich bin so froh, mit dir ein paar erforderliche Worte sprechen zu können. Ich fühle mich ja so glücklich. Ich muß dir tausend Dinge sagen und muß dich bitten, mir etwas zuliebe zu tun. Stell dir vor, er ist ohne Malkasten, ohne Staffelei gekommen, und ich möchte ihn mit allem ausrüsten. Bitte besorge alles in Thymebury. Du sahst ja eben, wie sich sein Herz der Malerei zuwandte. Sie können ohne ihre Kunst nicht leben«, fügte sie hinzu und dachte dabei vielleicht an van Tromp und Michelangelo.

Bis zu diesem Augenblick war ihr an Dicks Benehmen nichts aufgefallen. Sie war zu glücklich, um neugierig zu sein. Und sein Schweigen in Gegenwart des großen und vornehmen Wesens, das sie Vater nannte, war ihr nur natürlich und lobenswert erschienen. Aber jetzt, da sie allein waren, wurde sie sich auf einmal einer Schranke zwischen sich und ihrem Geliebten bewußt, und Unruhe regte sich in ihrem Herzen.

»Dick!« rief sie, »du liebst mich nicht.«

»Ich liebe dich«, sagte er herzlich.

»Und doch bist du unglücklich! Du bist so seltsam! Du – du freust dich nicht, meinen Vater zu sehen«, schloß sie und ihre Stimme brach.

»Esther«, sagte er, »ich versichere dir, daß ich dich liebe; wenn du mich liebst, weißt du, was das bedeutet, und daß ich nur den einen Wunsch habe, dich glücklich zu sehen. Glaubst du, ich kann deine Freude nicht mitempfinden? Esther, ich tue es.

Wenn ich traurig bin, wenn ich beunruhigt bin, wenn – – Oh, glaube mir, versuche es, und glaube an mich«, rief er, einer vielleicht glücklichen Eingebung folgend, unter Verzicht auf alle weiteren Argumente.

Doch der Argwohn des jungen Mädchens war erweckt, und obwohl sie die Sache nicht weiterverfolgte (denn sie sah bereits ihren Vater zurückkehren), ging sie ihr keineswegs aus dem Kopf. In diesem Augenblick kränkte sie einfach die Selbstsucht eines Mannes, der durch seine finsternen Blicke und seine gequälte Sprache ihr Glück trübte. Es gibt nichts, was eine Frau schwerer zu verzeihen vermag als die Sprache eines Leids, das sie selbst, wenn auch nur im Augenblick, nicht teilt. Im nächsten Moment vermutete sie, er wäre auf ihren Vater eifersüchtig, und deswegen verachtete sie ihn, trotz gewisser Entschuldigungsgründe, die sie dafür fand. Doch so oder so, der gefahrdrohende Anfang einer Trennung zweier Herzen war in Sicht. Esther befand sich im Widerstreit mit ihrem süßesten Freunde; sie konnte

fürder nicht in sein Herz blicken, hörte darin nicht die gleiche Sprache wie in ihrem eigenen. Sie konnte nicht länger an ihn als die Sonne denken, die nur Glück über ihr Leben strahlte. Zum erstenmal hatte sie sich mit einer Bitte an ihn gewandt, und er hatte kalt und düster geantwortet und Finsternis und Frost über sie gebreitet. Um alles in einem Wort zusammenzufassen: ihre Liebe begann, obgleich noch kaum merklich, zu schwinden.

## **Sechstes Kapitel.Der verlorene Vater sinkt von Stufe zu Stufe**

Wir wollen uns nicht über alle Einzelheiten der Rückkehr und Einnistung des Admirals verbreiten, sondern rasch bis zu der Katastrophe eilen und nur ein paar besonders einschneidende Vorfälle chronistisch aufzeichnen, wobei wir uns gänzlich auf das Zeugnis Richards stützen müssen, denn Esther hat bis heute über diese kritischste Zeit ihres Lebens nie den Mund geöffnet. Und was den Admiral anbetrifft – nun, obgleich dieser Seeoffizier noch lebt und jetzt zum Glück in einer Hafenstadt untergebracht ist, wo er ein Fernrohr hat und im Vorgarten eine Flagge heißt, so ist er unfähig, den leisesten Lichtschimmer auf jene Angelegenheit zu werfen. Wieder und wieder hat er dem Verfasser gegenüber erklärt: »Wenn ich wüßte, worum es sich eigentlich gehandelt

hat, Herr, will ich – – sein«, mit einem Wort: sein, was er, wie ich hoffe, nicht ist. Dann pflegte er das Bildnis seiner Tochter, eine Photographie, anzublicken, mit einem versonnenen Ausdruck sein Haupt zu schütteln und sich zum Trost einen frischen Grog zu mischen. Nur einmal habe ich es erlebt, daß er darüber hinausging und seine Gefühle Esther gegenüber in einem einzigen, aber beredten Wort ausdrückte.

»Ein Schlingel, Herr«, sagte er nicht zornig, eher belustigt, und trank dabei einen kräftigen Schluck auf ihre Gesundheit. Sein schlimmster Feind müßte gestehen, daß er ein Mann ohne Bosheit war. Nie in seinem Leben hegte er einen Groll: dazu fehlte ihm der nötige Geschmack und die Konzentrationsfähigkeit.

Doch schon während dieser dunklen Periode hatte sich in Wahrheit ein Drama vollzogen, dessen Schauplatz verschlossen vor aller Augen in dem Herzen Esthers lag. Hätte das Schicksal mit diesem warmherzigen, geraden, halsstarrigen

Mädchen anders verfahren, ja, wären die Ereignisse nur in einer anderen Folge über sie hereingebrochen – gewisse Dinge haben eben ihre logische Konsequenz –, der ganze Verlauf dieser Erzählung würde sich anders gestaltet haben, und Esther wäre nie fortgelaufen. So aber geschah es, daß sie, durch eine Reihe von Handlungen und Worten, von denen wir nur wenig wissen, und durch eine Folge von Gedanken, die jeder sich selbst vorstellen mag, innerhalb von vier Tagen aus dem Traum eines ganzen Lebens gerissen wurde.

Die erste greifbare Ursache dieser Entzauberung war eine vollständige Malausrüstung, die Dick am Freitagabend nach Hause brachte. Der Admiral hockte in der Ofenecke, wieder einmal etwas Whisky mit Soda »nippend«, während Esther mit ihrer Arbeit am Tische saß. Beide standen auf, um den Ankömmling zu begrüßen, und nachdem das junge Mädchen Dick von seiner unförmigen Last befreit hatte, machte sie sich daran, die Geschenke vor ihrem Vater auszubreiten. Van Tromps

Laune sank um mehrere Grad; ja, er wurde direkt brummig.

»Gott schütze mich«, sagte er und fügte in einem Tone offener Feindseligkeit hinzu:  
»Ich muß dich wirklich bitten, Kind, dich nicht in meine Angelegenheiten einzumischen.«

»Vater, verzeihe mir«, entschuldigte sich seine Tochter. »Ich weiß, daß du deine Kunst aufgegeben hast.«

»Oh! Gewiß!« rief der Admiral. »Bis zum Tage des Jüngsten Gerichts habe ich nichts mehr mit Kunst zu schaffen!«

»Noch einmal: verzeih mir!« wiederholte sie fest. »Aber ich kann nicht, nein, ich kann nicht glauben, daß du darin recht tust. Angenommen, die Welt ist ungerecht, angenommen, daß niemand dich versteht, so hast du doch noch eine Pflicht gegen dich selbst und, oh! verdirb mir nicht die Freude über deine Heimkehr! Zeige mir, daß du mein Vater sein kannst, ohne deine

Bestimmung zu vernachlässigen. Ich bin nicht wie andere Töchter. Ich werde auf deine Kunst nicht eifersüchtig werden und will versuchen, sie zu verstehen.«

Die Situation war widerlich possenhaft. Richard stöhnte; Es drängte ihn, aufzuspringen und den ganzen Humbug aufzudecken. Und der Schwindler selbst? Glaubt ihr, ihm war leichter ums Herz? Ich persönlich bin überzeugt, daß ihm einfach erbärmlich zumute war. Aber er vertuschte seine Qualen durch einen vollkommen albernen und unwürdigen Wutausbruch, in dessen Verlauf er seine Pfeife in mehrere Stücke zerbrach, Schnaps und Wasser in das Kaminfeuer schleuderte und Worte gebrauchte, die nur allzu eindeutig waren, obwohl es unklar blieb, auf wen sie zielten. Das dauerte jedoch nur kurze Zeit. Van Tromp wurde wieder er selbst und befand sich drei Minuten nach diesem ersten Ausbruch in köstlichster Laune.

»Ich bin ein alter Narr«, gestand er offen.  
»Man hat mich als Kind verwöhnt. Du,

Esther, du schlägst eher deiner Mutter nach.  
Du hast ein krankhaftes Pflichtgefühl,  
besonders für andere. Kämpfe dagegen an,  
mein Schatz – kämpfe dagegen an. Na, und  
was die Farben betrifft, eines Tages werde  
ich sie schon verwenden. Und zum Beweis,  
daß es mir damit Ernst ist, will ich Dick  
höflich ersuchen, eine Leinwand  
vorzubereiten.«

Dick wurde also mit dieser niedrigen  
Aufgabe betraut. Der Admiral kümmerte  
sich nicht darum, wie er's machte, sondern  
beschäftigte sich ruhig mit einem neuen  
Grog und seinem amüsanten Geschwätz.

Bald danach erhob sich Esther und ging  
unter irgendeinem guten und schlechten  
Vorwände zu Bett. Dick blieb, an die  
Leinwand gekoppelt, etwa eine Stunde lang  
van Tromp ausgeliefert, zurück.

Am nächsten Sonntag fand, wie es scheint,  
eine kleine Auseinandersetzung zwischen  
Esther und ihrem Vater statt. Gegen  
Nachmittag traf Dick den letzteren aus der

Richtung des Wirtshauses heimkehrend, wo er mit dem Wirte fast Freundschaft geschlossen hatte. Dick wunderte sich, wer wohl diese Ausflüge bezahlte, und bei dem Gedanken, daß der Ruchlose sein Taschengeld aus der gleichen Quelle bezog, aus der er auch Kost und Logis schöpfte, nämlich aus der armen Esther Freigebigkeit, packte ihn fast der Wunsch, den alten Gentleman niederzuschlagen. Dieser dagegen strömte über von stolzem Getue, von Grazie und Heiterkeit.

»Lieber Dick«, sagte er und nahm seinen Arm, »das ist nachbarlich von Ihnen. Es beweist Ihren Takt, mir zu begegnen, grade da ich mich nach Ihnen sehne. Ich bin in glänzender Laune, und dann brauche ich einen Freund.«

»Es freut mich, zu hören, daß Sie glücklich sind«, erwiderte Dick erbittert.  
»Wahrhaftig, es gibt ja auch nicht viel, Sie zu beunruhigen.«

»Nein«, stimmte der Admiral zu, »nicht viel. Ich habe mich rechtzeitig davongemacht; und hier, nun hier gefällt mir alles. Ich bin ein Mann von schlichten Passionen. Apropos, Sie haben mich noch nie gefragt, wie mir meine Tochter gefällt.«

»Nein«, sagte Dick herb, »das habe ich bestimmt nicht.«

»Heißt das, Sie wollen es nicht? Und warum nicht, Dick? Sie ist meine Tochter, natürlich; und ich bin ein Mann von Welt und ein Mann von Geschmack und vollkommen berufen, mit Unparteilichkeit eine Meinung abzugeben – ja, Dick, mit Unparteilichkeit. Ganz offen: ich bin von ihr nicht enttäuscht. Sie hat ein hübsches Gesicht; das hat sie von ihrer Mutter. Ich darf daher wohl sagen, ihr Aussehen gefällt mir. Sie ist mir ergeben, mir völlig ergeben.«

»Sie ist die beste Frau auf der Welt!« brauste Dick auf.

»Dick!« rief der Admiral und machte scharf halt. »Das hab' ich erwartet. Lassen Sie uns – lassen Sie uns zurück in die ›Trevanion Arms‹ gehen, um uns bei einer Flasche über die Sache auszusprechen.«

»Bestimmt nicht!« erklärte Dick. »Sie haben bereits viel zuviel getrunken.«

Der Parasit war im Begriff, diese Bemerkung übelzunehmen, aber ein Blick in Dicks Gesicht und die Erinnerung an die Art, wie sie in Paris miteinander verkehrt hatten, kamen seiner Klugheit zu Hilfe und hielten ihn zurück.

»Wie Sie wollen«, sagte er, »obwohl ich nicht versteh'e, was Sie meinen – oder befürchten. Doch wenn Sie es vorziehen, wollen wir einen Spaziergang machen. Sie sind noch ein junger Mann. Wenn Sie erst in meinem Alter sein werden ... Ah, um fortzufahren, Sie gefallen mir, Dick; Sie haben mir vom ersten Augenblick an gefallen, und, um die Wahrheit zu sagen, Esther ist ein bißchen phantastisch, und es

würde besser sein, wenn sie verheiratet wäre. Sie besitzt selbst Vermögen, wie Sie natürlich bemerkt haben; es stammt gleich ihrem Aussehen von dem armen, lieben, gütigen Geschöpf, ihrer Mutter. Sie ward gesegnet in ihrer Mutter. Ich denke, sie wird auch in ihrem Gatten gesegnet sein, und Sie, Dick, sind der richtige Mann, Sie und kein anderer. Heute nacht noch werde ich Esthers Neigung sondieren.«

Dick stand entgeistert. »Mr. van Tromp, ich beschwöre Sie, tun Sie persönlich, was Sie wollen, aber um Gottes willen lassen Sie Ihre Tochter in Ruhe.«

»Es ist meine Pflicht«, erwiderte der Admiral, »und unter uns, Sie Spitzbube, entspricht es auch meiner Neigung; ich bin als Heiratsvermittler so gut wie eine Mutter. Es wird für Sie besser sein, heute abend fernzubleiben. Leben Sie wohl! Sie überlassen Ihre Sache guten Händen. Ich habe den nötigen Herzenstakt für solche Angelegenheiten. Es ist nicht mein erster Versuch.«

Alle Argumente waren vergebens. Der alte Gauner blieb bei seinem Entschluß. Richard verhehlte sich durchaus nicht, wie sehr das seine Aussichten beeinträchtigen konnte und kämpfte heftig dagegen an. Einmal zeigte sich ein Hoffnungsschimmer. Der Admiral brachte zum zweitenmal einen Abstecher nach den »Trevanion Arms« in Vorschlag, und als Dick auch diesen zurückwies, war es einen Augenblick ungewiß, ob der alte Säufer nicht auf eigene Faust dorthin zurückkehren würde. Wäre das der Fall gewesen, so hätte Dick sich natürlich auf die Strümpfe machen und Esther vor dem, was kommen sollte, warnen und ihr sagen können, wie es angefangen hatte. Aber nach einer Pause entschied der Admiral sich doch für einen Trunk zu Hause und machte sich dorthin auf den Weg.

Ueber die »Sondierung« wissen wir keine Einzelheiten. Am folgenden Tage bemerkte man den Admiral, sehr sorgfältig gekleidet, in der ländlichen Kirche. Er fand die richtigen Stellen im Gesangbuch und

stimmte in die Responsorien und Lieder ein, als hätte er von Kindheit an nichts anderes getan. Seine Erscheinung erregte, wie es auch in seiner Absicht lag, die Aufmerksamkeit der Kirchenbesucher. Der alte Naseby zum Beispiel hatte ihn bemerkt.

»Es saß uns da so ein vertrunken aussehender Lump in der Kirche gegenüber«, sagte er zu seinem Sohn, als sie nach Hause fuhren. »Weißt du, wer das war?«

»Irgendein Mensch – van Tromp, glaube ich«, entgegnete Dick.

»Noch dazu ein Ausländer«, bemerkte der Gutsherr. Dick konnte sich gar nicht genug beglückwünschen, daß er noch so glücklich durchgeschlüpft war. Hätte der Admiral ihn mit seinem Vater getroffen, was wäre wohl das Ergebnis gewesen? Doch ließ sich eine solche Katastrophe lange hinausschieben? Es schien ihm, daß der Sturm nahe

bevorstünde; aber das Unwetter war noch näher, als er vermutete.

Zurückgehalten von Furcht und Scham, ging er am Nachmittag nicht in die Villa, und als das Diner in Nasebyhaus vorüber war und der Gutsherr sich zu einem behaglichen Dämmerstündchen zurückgezogen hatte, schlüpfte Dick aus dem Zimmer und lief zuerst querfeldein, teils um Zeit zu gewinnen, teils um zu verhindern, daß sein Mut erlahme. Jetzt haßte er den Gedanken an das Häuschen und den Admiral, und wenn er auch Esther nicht haßte, fürchtete er sich doch, an sie zu denken.

Ihm fehlte der Schlüssel zu ihren Gedanken, aber er konnte seinem eigenen Herzen nicht verhehlen, daß er in ihrer Achtung gesunken sein mußte, und der Anblick ihrer Verblendung quälte ihn wie eine Beleidigung.

Er klopfte und wurde eingelassen. Das Zimmer sah genau so aus wie bei seinem

letzten Besuch; Esther saß am Tisch und van Tromp neben dem Kamin.

Aber der Ausdruck auf den Gesichtern beider erzählte eine sehr abweichende Geschichte. Das Mädchen war blasser als gewöhnlich, ihre Augen waren verdunkelt, Schatten lagen darunter, und ihr sanftester Blick war gespannt und starr. Das Gesicht des Admirals dagegen war gerötet, schlaff und schweißbedeckt; die Backen hingen welk über seinen Hemdkragen; sein Lächeln war verloren und unstet, und er hatte die natürliche Kontrolle über seine Augen so völlig eingebüßt, daß das eine aufwärts gerichtet war, als wolle es das Wachstum des Furunkels beobachten. Wir hüten uns vor bösen Urteilen, aber der Admiral war bestimmt nicht nüchtern. Als Richard eintrat, machte er nicht einmal den Versuch aufzustehen, sondern schwenkte nur flüchtig seine Pfeife durch die Luft und blinzelte ein Willkommen. Esther beachtete ihn so wenig wie möglich.

»Ah, Dick!« rief der Maler, »ich bin in der Kirche gewesen, ja, auf mein Wort, und ich sah Sie dort, obgleich Sie mich nicht sahen, und ich sah da ein verteufelt appetitliches Frauenzimmer. Beim Himmel! Wenn nicht diese Kahlköpfigkeit wäre und eine gewisse Gebrechlichkeit – deren Vorhandensein ich mir nicht verhehle –, wenn es nicht das wäre, na, und jenes, und die andere Sache – ich – ich hab' vergessen, was ich sagen wollte. Nein, nicht das, nicht diese Geschichten, ich muß einen Haufen Sachen sagen. Ich bin heut abend in sehr mitteilsamer Laune, heute will ich all meine Geheimnisse ausplaudern, ja, siebenzig mal siebenzig. Ich stehe, wie ich das nenne, auf der Bühne, und alles, was ich mir wünsche, um so glücklich zu sein wie Nebukadnezar, ist ein Zuhörer, selbst wenn er taub wäre.«

Von den beiden Stunden, die jetzt folgten, ist es unnötig, mehr zu geben als eine Skizze. Der Admiral war außergewöhnlich albern, dann und wann versonnen, doch nicht wirklich anstößig. Es war klar, daß er die Gegenwart seiner Tochter nie vergaß

und seine Themen und die Art seiner Rede so wählte, daß sie eine Dame nicht beleidigen konnten. Fast bei jeder anderen Gelegenheit würde sich Dick über die Szene amüsiert haben. Van Tromps trunkgefärbte Selbstgefälligkeit ging bisweilen über bloße Eitelkeit hinaus. Er wurde leutselig und weitschweifig, versuchte seine Zuhörer vollständig in sein Vertrauen zu ziehen und verriet ihnen seine geheimsten Ansichten über sich selbst. Schwankend zwischen dieser Selbsterkenntnis, die beträchtlich war, und seiner Eitelkeit, die ungeheuer war, schuf er ein seltsames Zwitterwesen und benannte es mit seinem eigenen Namen. Wie plusterte er sich auf wegen Tugenden, die das Herz eines Cäsar oder des heiligen Paulus erfreut haben würden! Und dann wieder vollendete er sein Bildnis mit einem jener Pinselstriche von erbarmungslosem Realismus, den der Satiriker so oft vergebens sucht.

»Ja, da ist Dick«, sagte er. »Der ist schlau. Er durchschaute mich gleich beim

erstenmal, als wir uns trafen, und sagte es mir direkt ins Gesicht. Na, und ich hatte den Mut, gute Miene dazu zu machen. Ich trage Ihnen das nicht nach, Dick. Sie hatten ganz recht. Ich bin ein Schwindler.«

Man kann sich vorstellen, wie Esther unter dieser neuen Art litt, in der sich ihre beiden Idole miteinander unterhielten.

Und dann wieder beiläufig:

»Das war«, fuhr van Tromp fort, »als ich meine traurigen Schmierereien hinklecksen mußte.«

Und wieder ein wenig später setzte er leicht lachend, mit einem Anschein von Aufrichtigkeit hinzu: »Nie habe ich auch nur im leisesten gezögert, irgendeine menschliche Kreatur auszusaugen.«

Jetzt sprang Dick auf. »Ich glaube« sagte er, »es wäre vielleicht für uns alle besser, zu Bett zu gehen.« Und er lächelte ein

verlegenes, um Entschuldigung bittendes Lächeln.

»Keineswegs!« rief der Admiral. »Ich weiß einen Spaß, der zweimal soviel wert ist. Die Katze hier«, und er wies auf seine Tochter, »soll ins Bett gehen. Doch Sie und ich, wir bleiben auf, bis alles blau ist.«

In finsterem Stolz erhob sich Esther. Zwei tödliche Stunden hatte sie gesessen und gelauscht, während welcher ihr Ideal sich selbst besudelte und seine Gottähnlichkeit wegspöttelte. Ihre Illusionen schwanden eine nach der anderen. Und jetzt wollte er sie ins Bett schicken, in ihrem eigenen Hause? Jetzt nannte er sie Katze! Grade jetzt, als er diese Worte, in seinen Stuhl zurücksinkend, aussprach, zerbrach er das Rohr seiner Pfeife in drei Stücke. Nie wandte sich ein Schaf mit einer gebieterischeren Stirn gegen seinen Scherer. Esthers Stimme klang ruhig, der Ton war ziemlich leise, aber vollkommen klar, und während sie sprach, stand sie vor

ihm in der schlichtesten und  
mädchenhaftesten Haltung.

»Nein« sagte sie, »Mr. Naseby wird die  
Güte haben, sofort nach Hause zu gehen,  
und du wirst dich ins Bett begeben.«

Die zerbrochenen Stücke der Pfeife  
entsanken des Admirals Fingern. Nach  
seinem Aussehen zu schließen, schien er  
allzu lange in einer seiner unwürdigen Welt  
gelebt zu haben. Aber es ist merkwürdig: er  
versuchte keine Einwendung und saß da,  
wie vom Donner gerührt, mit offenem  
Munde. Dick wandte sich rasch der Tür zu,  
er konnte nichts anderes tun, als Esther zu  
gehorchen. Auf der Diele wagte er, als die  
Tür hinter ihm geschlossen war,  
stehenzubleiben und ihr zuzuflüstern:

»Du hast recht gehandelt.«

»Ich handelte, wie es mir gefiel«, sagte sie.  
»Kann er malen?«

»Viele Leute lieben seine Gemälde«, erwiderte Dick mit erstickter Stimme. »Ich tat es nie. Ich habe das auch nie gesagt«, fügte er, ohne angegriffen worden zu sein, hinzu.

»Ich frage dich, ob er malen kann. Ich will mich nicht verträsten lassen. Kann er malen?« wiederholte sie.

»Nein«, sagte Dick.

»Liebt er seine Kunst?«

»Ich glaube, nicht mehr.«

»Und er ist ein Trinker.« Mit Haß betonte sie dieses Wort.

»Er trank.«

»Geh«, sagte sie und wandte sich, um wieder das Haus zu betreten, als ein neuer Gedanke sie fesselte. »Triff mich morgen früh beim Gatter«, sagte sie.

»Ja«, erwiderte Dick.

Und dann schloß sich das Tor hinter Dick, und er stand allein in der Dunkelheit. Ein dünner Lichtstrahl drang über die Türschwelle, und ein warmer sanfter Schimmer fiel durch das Fenster. Das Dach des Häuschens, einige der Hügel und die Haselnußstauden grenzten sich in tieferer Dunkelheit scharf gegen den Himmel ab, aber alles andere war unbestimmt, atemlos und stumm wie das Grab.

Dick verharrte, als Esther ihn verlassen hatte, steif, auf ein Bein gestützt, während der andere Fuß nur mit den Zehenspitzen den Boden berührte; und während er so dastand, lauschte er mit seiner ganzen Seele. Das Geräusch eines hart auf den Boden gestürzten Stuhles ließ sein Herz erstarren. Dann senkte sich wieder Schweigen über Haus und Nachbarschaft. Was sich während dieser Zwischenzeit ereignet hatte, blieb für die Welt ewig ein Geheimnis. Als das vorüber war, sprach Esthers Stimme gleichförmig und ohne Unterbrechung vielleicht eine halbe Minute lang. Und sobald sie schwieg, durchquerten

schwere, unsichere Tritte das Wohnzimmer und stiegen schlurfend die Treppe hinauf. Das junge Mädchen hatte ihren Vater gezähmt; van Tromp war gehorsam zu Bett gegangen. Soviel war für den Lauscher auf der Landstraße gewiß. Und dennoch stand er mit gespanntem Ohr und wartete voll Angst und Leid im Herzen. Wäre Esther ihrem Vater gefolgt, hier, wo sich Menschen und Natur zum Schweigen verschworen hatten, so hätte das Dick auf seiner Wacht vor dem Tore sofort vernehmen müssen. Aber konnte Esther nicht ohnmächtig geworden sein oder war sie gar tot, da sich im Haus nichts regte?

Er hörte, wie die Hausuhr bedächtig die Sekunden maß; für ihn aber stand die Zeit still. Eine fast abergläubische Angst lähmte seine Sinne. Endlich konnte er es nicht länger ertragen. In zwei Sätzen durchquerte er den kleinen Garten und preßte sein Gesicht gegen die Fensterscheibe. Der Vorhang, der nicht ganz heruntergezogen war, ließ unten am Fenster eine etwa zollbreite Spalte frei, so daß das ganze

Zimmer vor Dicks Blicken offen lag. Esther saß aufrecht am Tisch, das Haupt auf die Hand gestützt, die Augen starr auf die Kerze geheftet. Ihre Brauen waren leicht zusammengezogen, der Mund war ein wenig geöffnet, ihre ganze Haltung ruhig und gefaßt. Dick sah deutlich, daß sie atmete. Das Geräusch von Dicks Nahen hatte sie nicht aufgeschreckt. Bald durchbrach ein störender Ton das tiefe Schweigen der Nacht: die Uhr erhob ihre Stimme, erst quarrend wie ein Rebhuhn, dann rief es elfmal »Kuckuck«. Noch immer blieb Esther unbeweglich und starnte auf den Leuchter. Mitternacht folgte und dann ein Uhr morgens, und noch immer hatte sie sich nicht gerührt, und Richard Naseby hatte es nicht gewagt, das Fenster zu verlassen. Endlich, es mochte halb zwei Uhr sein, flackerte die Kerze, die Esther so eifrig beobachtet hatte, und beim letzten Aufflammen des Papiers sprang sie mit einem Aufschrei auf die Füße, blickte sich um, löschte das Licht, wandte sich ab, und er hörte, wie sie eilig in der Dunkelheit die Treppe hinaufstieg. Wieder blieb Dick

allein in der Finsternis jenem trostlosen, dumpfen Geisteszustand überlassen, in welchem ein Mensch glaubt, jetzt müßte das Unheil das Schlimmste vollbracht haben, und bei diesem Gedanken er sich fast befreit fühlt. Er wandte sich zum Gehen und wanderte langsam dem Gatter zu. Esther hatte ihm keine Stunde genannt, und er war entschlossen, sie sollte ihn, wann sie auch käme, wartend dort finden. Als er am Gatter anlangte, begann der Tag zu dämmern, und er lehnte sich über den Zaun und beobachtete, wie die Schatten nach und nach wichen. Endlich brach die Sonne aus einer Wolkenwand hervor, die sich allmählich im Osten zu lichten begann. Ein den Tag verkündender Wind hatte sich aufgemacht, um die blätterbedeckte Erde sauber zu fegen und die angesammelten Tautropfen aufzuschlürfen. Mein Gott, dachte Dick, kann nach diesem qualvollen Tage ein neuer Tag kommen? Ihm fehlte das Wissen von morgen.

## **Siebentes Kapitel.Die Entführung**

Es mochte etwa zehn Uhr sein, und Dick war, gegen den Grabenrand gelehnt, kurze Zeit in einen Dämmerzustand versunken, als Esther, mit einem Paket in der Hand, die Straße heraufkam. Ein instinktives Gefühl, vielleicht auch der ferne, leichte Schritt, erweckten Dicks Lebensgeister, während die Geliebte noch eine ziemliche Strecke entfernt war. Er erhob sich halb und blinzelte verschlafen in die Natur. Es dauerte einige Zeit, bis er seine Gedanken gesammelt hatte. Er war mit einem gewissen verwirrten und kindlichen Gefühl der Freude erwacht, wie ein Mann, der über Nacht ein Vermächtnis empfangen hat. Doch langsam erstarb dieses Empfinden, und plötzlich und überwältigend folgte die Erkenntnis der Wahrheit. Das ganze Erlebnis der verflossenen Nacht stand mit jeder Einzelheit wieder vor seinem Geiste, als sähe er alles unmittelbar in rascher

Folge noch einmal an seinem Auge vorüberziehen, und er erhob sich von dem Grabenrand und schritt mit kläglichem Mute seiner Geliebten entgegen.

Mit stetigem festem Schritt kam sie auf ihn zu, das Antlitz zwar bleich, aber sonst allem Anscheine nach vollkommen gefaßt. Und sie zeigte weder Ueberraschung noch Erleichterung noch Freude, ihren Liebsten dort zu finden. Sie reichte ihm auch nicht die Hand.

»Hier bin ich«, sagte er.

»Ja«, erwiderte sie, und dann, ohne Pause oder irgendeine Veränderung in der Stimme, fügte sie hinzu: »Ich will, daß du mich fortbringst.«

»Fort?« wiederholte er. »Wie? Wohin?«

»Heute noch«, sagte sie. »Es ist mir gleich, wohin. Aber ich wünsche, daß du mich fortbringst.«

»Für wie lange? Ich verstehe dich nicht«, stammelte Dick.

»Ich werde nie wieder hierher zurückkehren«, war alles, was sie antwortete.

Unsinnige Worte, ausgesprochen wie diese, mit vollkommener Ruhe in Benehmen und Stimme, üben auf den Geist des Hörers eine doppelte Wirkung aus. Dick war bestürzt. Er erholte sich von seinem Erstaunen nur, um in Zweifel und Unruhe zu versinken. Er blickte auf ihre frostige Haltung, so entmutigend für einen Liebhaber, und bebte vor dem Gedanken, den ihr Verhalten verriet, zurück.

»Zu mir?« fragte er. »Bist du zu mir gekommen, Esther?«

»Ich will, daß du mich fortbringst«, erwiderte sie mit steigender Ungeduld.  
»Bring mich fort – bring mich fort von hier!«

Die Lage war nicht genügend geklärt. Dick fragte sich beunruhigt, ob sie wohl ganz bei Sinnen wäre. Sie fortzubringen, sie zu heiraten, ihr zuliebe sich die Hände wundzuarbeiten, dazu war Dick bereit, doch er verlangte ihrerseits ein Zeichen der Liebe. Er gehörte nicht zu jenen dickhäutigen und kleinmütigen Männchen, die ihre Liebste lieber mit der Spitze des Bajonets erobern, als auf sie verzichten. Er wollte, daß ein Weib sich mit zwingender Bereitwilligkeit, wenn nicht mit Inbrunst, in seine Arme würfe, aber Esthers Wesen zeugte eher von Verzweiflung als von Liebe: es erkältete ihn und machte ihn besonnen.

»Liebste«, drängte er, »sage mir, was du wünschst, und du sollst es haben. Vertraue mir deine Gedanken an, dann kann ich dir raten. Aber von hier fortgehen, ohne Plan, ohne Vorbedacht, in der Hitze des Augenblicks, ist verrückter als verrückt und kann zu nichts führen. Ich spreche nicht wie ein Mann, aber ich spreche die Wahrheit.

Und ich sage dir noch einmal: die Sache ist sinnlos und ungerecht und verderblich.«

Sie sah ihn mit einem trüben matten Blick des Zornes an. »Du willst mich also nicht fortbringen?« fragte sie. »Gut, ich werde allein gehen.«

Und sie begann den Weg weiterzuschreiten. Doch er stellte sich ihr entgegen.

»Esther! Esther« rief er.

»Laß mich gehen – berühr mich nicht, welches Recht hast du, dich einzumischen? Wer bist du, daß du mich anzurühren wagst?« stieß sie hervor, schrill und zornig. Gerade durch ihre Heftigkeit kühn gemacht, packte er sie rauh am Arme und hielt sie fest, während er sprach.

»Du weißt recht gut, wer ich bin und was ich bin, und daß ich dich liebe. Du sagst, ich wolle dir nicht helfen; doch dein Herz weiß das Gegenteil. Du bist es, die mir nicht helfen will, denn du willst mir nicht

sagen, was du wünschst. Du siehst – oder könntest es wenigstens sehen, wenn du dir nur die Mühe gäbest, zu sehen –, wie ich hier gewartet habe, gewartet die ganze Nacht, um zu deinen Diensten bereit zu sein. Ich verlange nur Aufschluß. Ich verlange nur, daß du dich besinnst. Und ich verlange von dir und bitte dich, dir deine Phantastereien noch einmal zu überlegen. Doch wenn dein Entschluß feststeht, mag es sein. Ich werde nicht länger bitten. Ich werde dir Verhaltungsmaßregeln geben und werde nicht erlauben – nicht erlauben, daß du allein fortgehst.«

Eine Zeitlang blickte sie ihn mit kaltem, bösem Forschen an wie jemand, der die Beschaffenheit eines Werkzeuges prüft.

»Gut, führe mich also fort«, sagte sie mit einem Seufzer.

»In Gottes Namen«, sagte Dick. »Komm mit mir in die Stallungen. Wir werden den Ponywagen nehmen und zur Station fahren. Heute abend bist du in London. Ich bin so

ganz dein, daß keine Worte das noch zu verstärken vermögen. Das weißt du, und alle Worte sind sinnlos. Möge Gott mir helfen, daß ich gut zu dir bin, Esther – möge Gott mir helfen, denn du willst es ja nicht.«

Ohne ein weiteres Wort machten sie sich gemeinsam auf den Weg und waren bereits eine ziemliche Strecke von dem Gatter entfernt, ehe er bemerkte, daß sie noch immer das Paket trug. Sie gab es ihm widerstandslos; doch als er ihr seinen Arm bot, schüttelte sie nur den Kopf und verzog den Mund. Die Sonne schien klar und freundlich. Der Wind traf frisch und scharf ihre Gesichter und duftete nach Wäldern und Matten. Als sie in das Tal des Thyme hinabstiegen, durchdrang das Murmeln des Flusses die Luft wie ein ständiges Lachen. Auf den fernen Bergen vollführten Sonnenschein und Schatten entlang den Hängen einen Wettkampf und sprangen von Spitze zu Spitze. Erde, Luft und Wasser, alles erschien besser und gesünder und barg in sich mehr von dem beißenden Salze des

Lebens als an einem gewöhnlichen Morgen; und von Ost nach West, vom tiefsten Tal bis zur Höhe des Himmelsgewölbes, aus jedem Blick, aus jeder Berührung, aus jedem Duft konnte das menschliche Wesen die begeisternde Vernunft, die Dauerhaftigkeit und die Seele des Weltalls schöpfen.

Durch all diese Schönheit trippelte Esther mit kleinen Schritten wie ein Vogel, aber schweigend und mit einer Wolke um ihre dichten Brauen. Sie schien weder die Natur noch die Gegenwart ihres Gefährten zu empfinden. Ihr eigenes Selbst nahm sie völlig in Anspruch, und sie blickte weder rechts noch links, nur immer unverwandt vor sich auf den Weg. Als sie jedoch zu der Brücke kamen, machte sie halt, lehnte sich über das Geländer und starrte einen Augenblick auf die durchsichtige braune Fläche und auf die rasch vorübereilenden Gischtgebilde der Fälle.

»Ich will hinuntergehen und trinken«, sagte sie und stieg den gewundenen Pfad zum Ufer hinab.

Dort trank sie gierig aus ihren Händen und netzte ihre Schläfen mit dem Wasser. Die Kühle schien einen Augenblick den Zauber zu brechen, der auf ihr lastete, denn anstatt sofort wieder in dumpfen, unermüdlichen Schritt vorwärtszuhasten, stand sie noch fast eine Minute lang dort, wo sie war, und blickte gerade vor sich nieder. Und Dick sah oben von der Brücke, auf der er stand und über sie wachte, ein seltsames und unbestimmtes Lächeln langsam über ihr Gesicht gleiten und dann plötzlich schwinden, und düster wie zuvor stand sie da. Das Gefühl der Ferne, das für einen Liebenden so grausam zu ertragen ist, lastete mit jedem Augenblick schwerer auf ihrem Gefährten. All ihre Gedanken waren geheim, ihr Herz war verschlossen und verriegelt, und er stand ausgeschlossen und flehte vergebens mit seinen Augen.

»Fühlst du dich besser?« erkundigte sich Dick, als sie sich endlich ihm wieder zugesellte, und nach dem Zwang so langen Schweigens klang ihm seine Stimme selbst fremd im Ohr.

Sie sah ihn fast eine Minute lang an, bevor sie antwortete, und als sie es tat, geschah es nur mit der einen Silbe: »Ja.«

Dicks Besorgnis erkaltete. Die Worte erstarben ihm auf der Zunge. Selbst seine Augen, bar jeden Trostes, hörten auf, die ihren zu suchen; und sie gingen stumm weiter durch Kirton, wo ein alter Mann ihnen mit den Blicken folgte und sie vielleicht um ihre Jugend und ihre Liebe beneidete. Und weiter gingen sie durch das Efeutal, wo die Mühle das Wasser aufschäumen ließ und leise Donnerworte grollte, und durch den gedämpften Schatten des Grundes, dort, wo der Müller vor dem Tore das Mehl von seinen Händen klopfte und ein Liedchen pfiff, und herauf durch das hohe Gestrüpp, von wo aus man die Berge auf der anderen Seite erblickte und wieder hinunter den Hügel zu den Hinterhöfen und Nebengebäuden von Nasebyhaus. Den ganzen Weg entlang war Esther vorangeschritten und Dick gehorsam nachgeschlichen. Doch als sie sich den Ställen näherten, eilte er voraus und

übernahm die Führung. Er würde es vorgezogen haben, wenn sie ihn auf der Straße erwartet hätte, während er ging und den Wagen holte, aber nach so zahlreichen Zurückweisungen und Ablehnungen fehlte ihm der Mut, diesen Vorschlag zu machen. Vielleicht dünkte es ihn auch klüger, seine Begleiterin nicht aus dem Auge zu verlieren. So betraten sie im Gänsemarsch, wie ein Landstreicher und sein Weib, den Hof. Der Stallknecht zog die Augenbrauen hoch, als er den Befehl empfing, den Ponywagen anzuspannen, und er hielt sie während der ganzen Vorbereitung hochgezogen. Esther stand starr und steif und blickte unverwandt auf einige Hennen in der Ecke des Hofes. Master Richard, dachte der Stallknecht, ist nicht in seiner gewöhnlichen Verfassung. Und wirklich, Richard trug das Paket wie einen Talisman und stand entweder teilnahmslos da oder rannte plötzlich mit lebhaften Schritten hin und her. Dann hatte er es offenbar auch verabsäumt, seine Hände zu waschen, und erweckte den Eindruck eines Menschen, der von einer etwas ausgedehnten

durchschwärmten Nacht zurückkehrt. Auf des Stallknechtes Gesicht machte sich allmählich ein Ausdruck geltend, als hätte er Lust, zu pfeifen, und kaum war der Wagen um die Ecke gebogen und ratterte mit diesem unerklärlichen Paare die Landstraße entlang, da brach auch schon das Pfeifen los – gedehnt und langsam und tremolierend, und nachdem sich der Knecht wenigstens auf diese Weise Erleichterung verschafft hatte, drückte er den Rest seines Erstaunens in einem schlichten englischen Worte aus, vertraut dem Munde von Jan Maat und jedem russischen Schachtarbeiter. Dann eilte er, die Neuigkeit im Gesindezimmer von Nasebyhaus zu verbreiten. In etwas mehr als einer Stunde würde das Mittagessen auf dem Tisch stehen und der Gutsherr beim Niedersetzen schwerlich verfehlten, sich nach Master Richard zu erkundigen. Wie der intelligente Leser vermutlich vorauszusehen vermag, ist der Betreffende nämlich ausersehen, in dieser Geschichte eine Rolle zu spielen.

Inzwischen hatten Dick ernste und bittere Gedanken beschäftigt. Es schien ihm, als wäre seine Liebe von ihm gewichen. In Wahrheit war sie jedoch nur eine kleine Strecke fortgegangen. Er brauchte nur den rechten Klang zu finden, und Esthers Herz würde ihn wiedererkennen und sich erweichen. Dennoch wagte er nicht, seinen Mund zu öffnen, und fuhr schweigend weiter, bis sie das große Parktor passiert hatten und in den Kreuzweg längs der Mauer einbogen. Dann sagte er sich, daß er jetzt oder nie reden müßte.

»Siehst du nicht, daß du mich tötest?« rief er. »Sprich zu mir, sieh mich wenigstens an! Behandle mich wie ein menschliches Geschöpf!«

Sie wandte sich langsam und sah ihm ins Gesicht mit Augen, die freundlicher blickten. Er ließ die Zügel fallen und ergriff ihre Hand, und sie leistete keinen Widerstand, obgleich der Druck unerwidert blieb. Doch als er sie mit seinen Armen umschlang und ihre Lippen zu küssen

versuchte –, weiß Gott, nicht wie ein Liebhaber, das wollte er gar nicht, sondern wie ein Verzweifelter, der sein Schicksal auf die Probe stellt –, zog sie sich mit gerunzelter Stirn zurück, ungestüm den Kopf wendend, und schob ihn mit der Hand von sich. Da blieb kein Raum mehr für Zweifel. Und Dick sah klar wie das Sonnenlicht, daß sie Ekel vor ihm empfand oder einen tiefen Groll nährte.

»Du liebst mich also nicht«, sagte er und zog sich gleichfalls von ihr zurück, als hätte ihn ihre Berührung gebrannt. Und dann, als sie keine Antwort gab, wiederholte er die Frage in einem anderen Tone, herrisch und dennoch rührend. »Du liebst mich nicht, du liebst mich also nicht!«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie. »Warum fragst du? Oh, wie soll ich es wissen? Es waren ja alles nur Lügen – Lügen und Lügen und Lügen!«

Da rief er ihren Namen, scharf wie ein Mann, der eine tätliche Beleidigung

empfangen hat. Es war das letzte Wort, das zwischen ihnen gewechselt wurde, bis sie den Bahnhof von Thymebury erreichten.

Die Station lag einsam im Moor, jedoch an der Hauptstrecke nach London. Die nächste Stadt, Thymebury selbst, war sieben Meilen entfernt in der, das Tal der Thymebahn genannten Schlucht.

Es war jetzt fast halb ein Uhr. Der Zug war gerade abgegangen und bis halb vier, zu welcher Zeit der Lokalzug einlief, um den um dreiviertel vier eintreffenden Expreßzug zu erreichen, ruhte jeder Verkehr. Der Stationsvorsteher hatte sich bereits in seinen Garten begeben, der eine halbe Meile abseits in einer Senke des Moors lag. Ein Dienstmann, der grade fortgehen wollte, übernahm die Sorge für den Wagen und versprach, ihn vor Dunkelwerden nach Nasebyhaus zurückzubringen. Nur ein tauber, verdrießlicher, uralter Mann blieb als Anstandswärter für Dick und Esther.

Ehe noch der Wagen fortgefahren war, hatte das junge Mädchen den Bahnhof betreten und sich auf einer Bank niedergelassen. Vor ihr erstreckte sich das endlose, öde, offene Moorland, dessen einzige Grenze der Horizont war. Zwei Schienenstränge, ein Waggonschuppen und ein paar Telegraphenstangen bildeten die einzige Aussicht. Die Stille wurde durch nichts unterbrochen außer durch das Summen der Telegraphendrähte und das Rufen der Kiebitze in dieser Einöde. Mit Nahen der Mittagszeit hatte sich der Wind mehr und mehr gelegt. Es war zum Ersticken heiß, und die Luft flimmerte im Sonnenlicht. Einen Augenblick zögerte Dick auf der Schwelle zum Bahnsteig. Dann war er mit zwei Schritten an ihrer Seite und sprach fast schluchzend:

»Esther, habe Mitleid mit mir. Was habe ich getan? Kannst du mir nicht vergeben? Esther, du liebstest mich einst – kannst du mich nicht noch lieben?«

»Wie kann ich dir das sagen? Wie soll ich es wissen?« antwortete sie. »Du bist für mich nur eine Lüge – eine einzige Lüge, vom ersten bis zum letzten. Du lachtest über meine Torheit, spieltest mit mir wie mit einem Kinde zur gleichen Zeit, als du mir erklärtest, du liebstest mich. Was war wahr? War überhaupt etwas wahr oder war alles nur Hohn und Spott? Ich bin zu müde, das herauszufinden. Und du sagst, ich hätte dich geliebt. Ich liebte meines Vaters Freund, dich liebte ich nie; nie hörte ich etwas von dir, bis jener Mann kam und meine Enttäuschung begann. Gib mir meinen Vater zurück, sei, was du vorher warst, und dann magst du von Liebe reden.«

»Kannst du mir denn nicht vergeben – kannst du es nicht?« fragte er.

»Ich habe nichts zu vergeben«, lautete die Antwort, »du verstehst mich nicht.«

»Ist das dein letztes Wort, Esther« fragte er kreideweiß und biß sich auf die Lippen,

damit sie nicht zittern sollten.

»Ja, das ist mein letztes Wort«, erwiderte sie.

»Dann sind wir hier unter falschen Voraussetzungen und bleiben nicht länger hier. Hättest du mich noch geliebt: recht oder unrecht, ich würde dich mit mir fortgenommen haben, denn dann hätte ich dich glücklich machen können. Jetzt aber – ich muß offen sprechen – was du vorschlägst, ist erniedrigend für dich und eine Beleidigung für mich und eine häßliche Lieblosigkeit gegen deinen Vater. Dein Vater mag so oder so sein – du müßtest ihn doch wie ein Mitgeschöpf behandeln.«

»Was meinst du damit?« zischte sie. »Ich überließ ihm mein Haus und all mein Geld. Das ist mehr, als er verdient. Ich wundere mich, daß du es wagst, mit mir über jenen Mann zu sprechen. Und außerdem ist das ja alles, wonach er trachtet. Mag er es

nehmen. Aber ich will nie wieder etwas von ihm hören!«

»Ich dachte, Väter hätten etwas Romantisches für dich?«

»Ist das Hohn?« forschte sie.

»Nein, es ist ein Argument! Niemand kann dich zwingen, ihn zu lieben. Aber erniedrige ihn nicht vor seinen eigenen Augen. Er ist alt, Esther, alt und niedergebrochen. Selbst mir tat er leid, und doch bedeutete er für mich den Verlust alles dessen, worauf ich hoffte. Schreibe deiner Tante. Wenn ich ihre Antwort sehe, kann ich ruhig fortgehen, und ich werde dich selbst zu deiner Tante Tür bringen. Doch inzwischen mußt du nach Hause zurückkehren. Du hast kein Geld und bist daher hilflos und mußt tun, was ich dir sage. Und glaub mir, Esther, ich tue alles nur zu deinem Besten, nur zu deinem Besten, so wahr mir Gott helfe.«

Sie hatte ihre Hand in ihre Tasche gesteckt und sie leer wieder herausgezogen.

»Ich rechnete auf dich«, klagte sie.

»Dann rechnetest du richtig«, erwiderte er.  
»Ich werde aber nicht, um dich einen Augenblick zu erfreuen, uns beide für unser Leben unglücklich machen. Und da ich dich nicht heiraten kann, sind wir schon allzu lange fortgewesen und müssen gleich nach Hause gehen.«

»Dick!« schrie sie plötzlich. »Vielleicht könnte ich vielleicht mit der Zeit – vielleicht –«

»In dieser Sache gibt es kein Vielleicht«, unterbrach sie Dick. »Ich muß gehen und den Wagen holen.«

Damit verließ er die Station, glühend vor Leidenschaft und Tugend. Esther, deren Augen bei seinen letzten Worten Leben bekommen und deren Wangen sich gerötet hatten, versank nach einer Sekunde wieder

in einen Zustand der Versteinerung. Ohne Bewegung blieb sie während seiner Abwesenheit, und als er zurückkehrte, duldet sie es wie eine Idiotin oder wie ein ermüdetes Kind, daß er sie in den Wagen hob und die Rückfahrt antrat. Verglichen mit dem, was sie jetzt war, schien ihr Zustand am Morgen tatsächlich noch ein natürlicher. Sie saß bleich und kalt und schweigend da, und in ihren Augen war keine Spur von Leben. Der arme Dick peitschte und peitschte auf das Pony, und einmal versuchte er zu pfeifen, aber sein Mut war dahin. Dichte Wolken der Verzweiflung ballten sich in seiner Seele, und nur von Zeit zu Zeit durchdrang ein jäher Blitzstrahl der Sehnsucht und der Reue diese Dunkelheit. Er hatte seine Liebe verloren; er hatte sie verloren, für immer verloren.

Das Pony war müde, die Höhen dehnten sich lang und steil, und die Luft war schwüler denn je, denn jetzt schwieg der Wind gänzlich. Es schien, als wollte diese unselige Fahrt nie enden, als würde der

arme Dick nie fähig sein, Esther zu verlassen, und sich selbst nur immer noch elender machen. Sein einziger Wunsch war, ihrer Gegenwart und den Vorwürfen ihrer abgewandten Blicke zu entgehen. Er hatte seine Liebste verloren –, so glaubte er, er hatte seine Liebste verloren, für immer.

Sie befanden sich bereits unweit des Häuschens, als sein Herz noch einmal schwankte, und noch einmal wandte er sich ihr zu und sprach leise und eifrig, in abgerissenen Sätzen.

»Ich kann nicht ohne deine Liebe leben«, schloß er.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, erwiderte sie, wie ich glaube, vollkommen aufrichtig.

»Dann«, sagte er, aufs tiefste verwundet, »mag deine Tante selbst kommen und dich holen. Natürlich kannst du über mich gebieten, wie es dir gutdünkt, aber ich glaube, so ist es besser.«

»O ja«, sagte sie müde, »so ist es besser.«

Das waren die einzigen Worte, die bis gegen vier Uhr zwischen ihnen gewechselt wurden. Als der Wagen die Straße hinauffuhr, zeigte sich das kleine Haus zwischen den belaubten Hängen. Eine dünne Rauchwolke stieg senkrecht aus dem Schornstein auf, die Blumen in dem Garten, der Hagedorn am Wege ließen in der Hitze die Köpfe hängen; nur der Klang der Hufe unterbrach die Stille. Unmittelbar vor dem Zaune ritt ein livrierter Diener langsam auf und ab und führte ein gesatteltes Pferd am Zügel. Mit Schaudern erkannte Dick seines Vaters Braunen.

Ach, armer Richard, was hat das zu bedeuten?

Der Diener stieg pflichtgemäß ab und nahm den Wagen unter seine Obhut. Dennoch hatte Dick den Eindruck, als zöge er mit einem leichten Grinsen den Hut. Esther, teilnahmsloser denn je, ließ sich herabhelfen und durchquerte den Garten in

langsamem und mechanischem Schritt. Und Dick, der dicht hinter ihr folgte, hörte aus dem Innern des Hauses seines Vaters zu einem Anathema erhobene Stimme und die schrilleren Töne des Admirals, der in kriegerischer Weise antwortete.

## Achtes Kapitel. Großkampftag

Als sich der alte Herr Naseby zum Mittagessen niedersetzte, erkundigte er sich nach Dick, den er seit dem Abendessen des vorigen Tages nicht mehr gesehen hatte. Und da der Diener verlegen antwortete, daß Master Richard zurückgekommen, dann aber gleich wieder mit dem Pony-Phaeton fortgefahren wäre, erwachte Mr. Nasebys Argwohn, und er unterzog den Mann so lange einem Kreuzverhör, bis alles heraus war. Aus diesem Verhör ging hervor, daß Dick seit nahezu einem Monat mit einem Mädchen im Tale verkehrte – einer Miß van Tromp, daß dieses Mädchen dicht am oberen Walde Lord Trevanions wohnte; daß vor kurzem Miß van Tromps Papa nach langer Abwesenheit in fremden Erdteilen zurückgekehrt wäre; daß dieser Papa ein alter Gentleman sei, sehr geschwätzig und in Wirtshäusern äußerst freigiebig mit seinem Gelde – bei welcher Nachricht sich

Mr. Nasebys Gesicht hochrot zu färben begann; daß ferner dieser Papa angeblich ein Admiral wäre – bei welcher Nachricht Mr. Naseby einen Pfiff ausstieß, kurz und zornig wie einen Fluch; daß Master Dick anscheinend sehr befreundet mit dem Papa wäre; »Gott steh ihm bei!« sagte Mr. Naseby; daß Master Dick vergangene Nacht nicht nach Hause gekommen und heute früh in dem Phaeton mit der jungen Dame fortgefahren wäre.

»Jungem Frauenzimmer«, verbesserte Mr. Naseby.

»Jawohl, Sir«, entgegnete der Diener, dem es von Anfang an unangenehm genug war, petzen zu müssen, und den die Wirkung seiner Aussage über den jungen Herrn völlig eingeschüchtert hatte. »Einem jungen Frauenzimmer, Sir.«

»Hatten sie Gepäck?« erkundigte sich der Gutsherr.

»Jawohl, Herr ...«

Einen Augenblick saß Mr. Naseby schweigend da, bemüht, seiner Bewegung Herr zu werden, und er meisterte sie auch weit genug, um sich zu einer sarkastischen Stimmung zu zwingen, grade in dem Augenblicke, als er in der höchsten Gefahr war, vor Sorge fast zu vergehen.

»Und war dieser – dieser van Tromp bei ihnen?« fragte er, verächtlich den Namen dehnend.

Der Diener glaubte es nicht und deutete, eifrig bemüht, die Verantwortlichkeit des Gesprächs auf andere Schultern abzuwälzen, an, der Herr würde vielleicht besser tun, sich über alles Nähere bei dem Stallknecht George selbst zu erkundigen.

»Sage ihm, er soll den Braunen satteln und mich begleiten. Er kann den Grauschimmel nehmen. Wir wollen sofort ausreiten. Du kannst dies Zeug hier fortnehmen«, fuhr Mr. Naseby, auf das Essen deutend, fort, und stand auf, erhaben in seinem Zorn, und begab sich auf die Terrasse, um sein Pferd

zu erwarten. Furchtsam näherte sich ihm dort Dicks alte Amme, denn die Neuigkeiten hatten sich rasch wie ein Waldbrand durch ganz Nasebyhaus verbreitet, und schüchtern sprach sie die Hoffnung aus, daß doch wohl nichts Schlimmes mit dem jungen Herrn passiert wäre.

»Ich werde ihn schon durchbekommen«, entgegnete der Gutsherr grimmig, als hätte er die Absicht, ihn durch eine Dreschmaschine zu ziehen. »Ich werde ihn schon aus den Händen dieser Bande retten. Dann mag ihm Gott weiterhelfen! Er hat einen Hang zu schlechter Gesellschaft, und keine natürliche Zuneigung gibt ihm Halt. Sein Vater war für ihn kein passender Gesellschafter; er mußte fortlauen, um mit einem Holländer zu saufen, Nancy, und jetzt sitzt er in der Falle. Wir wollen beten, daß es ihm zur Lehre dienen möge«, fügte er gravitätisch hinzu, »aber Jugend ist dazu da, sich ins Unglück zu stürzen, und Alter, um ihr wieder heraus zu helfen.«

Nancy jammerte und erinnerte den alten Herrn an verschiedene Episoden aus Dicks Kindheit, die Mr. Naseby veranlaßten, seine Nase zu schneuzen und ihr kräftig die Hände zu schütteln. Glücklicherweise kamen jetzt die Pferde. Ohne Verzug schwang er sich in den Sattel und sprengte davon.

Er ritt mit eingedrückten Sporen direkt nach Thymebury, wo er jedoch, wie zu erwarten stand, keinerlei Nachrichten über die Flüchtlinge erfahren konnte. Man hatte sie nicht im »George« gesehen, man hatte sie nicht auf der Station gesehen. Die Wolke auf Mr. Nasebys Gesicht verdüsterte sich.

Die Zwischenstation fiel ihm nicht ein, seine letzte Hoffnung war van Tromps Haus. Dorthin befahl er George, ihn zu führen, und dorthin folgte er ihm, Schmerz, Sorge und Unwillen im Herzen.

»Hier sind wir, Herr«, sagte George und parierte sein Pferd.

»Was? Auf meinem eigenen Grund und Boden!« schrie Mr. Naseby. »Wie kommt das? Ich habe diesen Platz irgend jemandem verpachtet – M'Whirter oder M'Glashan.«

»Miß M'Glashan ist, wie ich glaube, die Tante der jungen Dame«, versetzte George.

»Ah – Strohmänner«, knirschte der Gutsherr. »Ich werde auch noch meinem Pachtzins nachpfeifen können. Hier, halte mein Pferd!«

Der Admiral saß an diesem heißen Nachmittage mit einem großen Glase neben dem Fenster. Er kannte den Gutsherrn bereits von Ansehen, und als er ihn jetzt vor dem Häuschen absteigen und breitspurig durch den Garten stapfen sah, folgerte er, ohne auch nur einen Moment zu zweifeln, er käme, um bei ihm um Esthers Hand anzuhalten.

Deshalb ist also das Mädel noch nicht zu Hause, überlegte er. Wirklich, sehr

zartfühlend von dem jungen Naseby! Und er setzte sich möglichst pomphaft hin und beantwortete das laute Rasseln der Reitpeitsche gegen die Tür mit einem melodischen »Herein!« Gleichzeitig trat er mit einer Verbeugung und einem Lächeln hervor.

»Mr. Naseby, glaube ich?« fragte er.

Der Gutsherr kam, zum Kampf gerüstet. Er umfaßte seinen Mann mit einem raschen, verächtlichen Blick von Kopf bis Fuß und entschied sich sofort für den von ihm einzuschlagenden Weg. Der Kerl mußte sehen, daß er ihn durchschaut hatte.

»Sie sind Mr. van Tromp«, erwiderte er rauh, ohne von der ihm dargebotenen Hand auch nur die geringste Notiz zu nehmen.

»Der Nämliche, Sir«, erwiderte der Admiral. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

»Nein, Sir«, sagte der Gutsherr derb. »Ich werde mich nicht setzen. Mir wurde erzählt,

Sie seien ein Admiral«, fügte er hinzu.

»Nein, Sir, ich bin nicht Admiral«, erwiderte van Tromp, der jetzt auch anfing, gereizt zu werden und den Sinn der Unterredung zu verstehen.

»Warum nennen Sie sich dann so, Sir?«

»Ich muß um Entschuldigung bitten, aber ich tue das gar nicht«, entgegnete van Tromp pomphaft wie der Papst. Doch bei dem Gutsherrn half ihm das nichts.

»Von Anfang bis zu Ende segeln Sie unter falscher Flagge«, begann er. »Selbst das Haus wurde unter falschem Namen gemietet.«

»Es ist nicht mein Haus. Ich bin der Gast meiner Tochter«, erwiderte der Admiral.  
»Wenn es mein Haus wäre –«

»Nun«, sagte der Gutsherr, »was dann? He?«

Der Admiral blickte ihn erhaben an,  
schwieg jedoch.

»Passen Sie auf«, sagte Mr. Naseby.  
»Derartige Einschüchterungsversuche sind  
nur Zeitverschwendung. Sie verfangen bei  
mir nicht. So was macht auf mich keinen  
Eindruck. Ich werde auch nicht gestatten,  
daß Sie mit Ihren Spiegelfechtereien Zeit  
gewinnen. Ich nehme an, Herr, daß Sie jetzt  
begreifen, was mich hierher führt.«

»Es ist mir völlig unmöglich, einen Grund  
für Ihr Eindringen zu finden«, versetzte van  
Tromp mit einer Verbeugung und  
großartigen Geste.

»Dann will ich versuchen, Ihnen meine  
Gründe klar zu machen. Ich bin hier in  
meiner Eigenschaft als Vater« – klatschend  
sauste die Reitpeitsche auf den Tisch – »ich  
habe Recht und Gericht auf meiner Seite.  
Ich durchschaue Ihre Berechnung. Aber Sie  
rechneten ohne mich. Ich bin ein Mann von  
Welt und sehe durch Sie und Ihre  
Machenschaften hindurch. Ich habe es hier

mit einer Verschwörung zu tun – ich  
brandmarke sie als solche, und ich werde  
sie aufdecken und vernichten. Und jetzt  
befehle ich Ihnen, mir mitzuteilen, wie weit  
die Dinge bereits gediehen sind und wohin  
Sie meinen unglücklichen Sohn verschleppt  
haben.«

»Mein Gott, Sir«, brach van Tromp  
los, »jetzt hab' ich aber mehr als genug  
hiervon. Ihr Sohn? Gott weiß, wo der sich  
befindet. Was zum Teufel habe ich mit  
Ihrem Sohne zu schaffen! Meine Tochter ist  
fort, darum handelt es sich. Und was  
würden Sie wohl dazu sagen, wenn ich Sie  
fragte, wo sie sich befindet? Doch das ist ja  
alles Mittsommerwahnsinn. Nennen Sie  
eindeutig Ihre Absicht, und dann scheren  
Sie sich zum Teufel!«

»Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen!« rief  
der Gutsherr. »Wohin hat Ihre Tochter  
meinen Sohn heute morgen mit dem  
verdammten Ponywagen entführt?«

»In einem Ponywagen?« wiederholte van Tromp.

»Jawohl, Herr – mit Gepäck.«

»Gepäck?« Van Tromp war etwas blaß geworden.

»Gepäck, sagte ich, Gepäck!« brüllte Mr. Naseby. »Verschonen Sie mich mit Ihren Ausflüchten. Wo ist mein Sohn? Sie sprechen zu einem Vater, Sir, zu einem Vater.«

»Halt!« gebot van Tromp in einem neuen Tone, »wenn Ihre Behauptungen stimmen, bin ich es, der eine Erklärung zu fordern hat.«

»Fein gesprochen! Da haben wir ja die Verschwörung«, entgegnete Naseby und fügte hinzu: »Oh, ich bin ein Mann von Welt, ich durchschaue Sie, durch und durch.«

Van Tromp begann allmählich klar zu sehen. »Sie sprechen sehr viel über Vatersein, Mr. Naseby«, hub er an, »aber Sie vergessen, glaube ich, daß diese Bezeichnung uns beiden gebührt. Mir fehlt jedes Verständnis dafür, jedes auch noch so dunkle Verständnis, wie ein Mann – ich habe nicht gesagt, ein Gentleman – so schamlos einen anderen beleidigen kann, wie Sie mich ständig beleidigt haben, seit Sie dieses Haus betreten. Zum erstenmal begreife ich jetzt Ihre niedrigen Unterstellungen, und ich verachte diese und Sie selbst. Wie man mir sagte, sind Sie ein Industrieller; ich bin ein Künstler. Ich habe bessere Tage gesehen. Ich habe mich in Kreisen bewegt, in denen man Sie nicht empfangen würde, und gespeist, wo Sie froh wären, ein Pfund zu bezahlen, nur um mich dort speisen zu sehen. Die sogenannte Geldaristokratie verachte ich. Ich lehne es ab, Ihnen zu helfen; ich lehne es ab, mir von Ihnen helfen zu lassen. Dort ist die Tür!«

Aufrecht, wie in einem Glorienschein, stand der Admiral da. Gerade in diesem Augenblick betrat Dick das Zimmer. Er hatte einige Zeit in der Vorhalle gewartet, Esther teilnahmslos neben ihm. Er hatte seine Hand ausgestreckt, um sie am Hineingehen zu hindern, und ohne Erstaunen hatte sie das geduldet. Und obgleich sie zu lauschen schien, verstand sie anscheinend kaum ein Wort. Dick dagegen war weiß wie ein Tischtuch, seine Augen brannten, und seine Lippen bebten vor Zorn, als er plötzlich die Tür aufriß und Esther mit zeremonieller Ritterlichkeit hineinführte. Und nun stand er hochaufgerichtet und drückte seinen Hut fester auf den Kopf, wie jemand, der im Begriffe ist, einen Sprung zu wagen.

»Was hat das alles zu bedeuten?« erkundigte er sich.

»Ist das Ihr Vater, Mr. Naseby?« fragte der Admiral.

»Ja«, entgegnete der junge Mann.

»Dann spreche ich Ihnen meinen Glückwunsch aus«, erwiderte van Tromp.

»Dick!« rief der Gutsherr, von plötzlicher Angst gepackt. »Es ist doch noch nicht zu spät? Sag es mir. Ich bin hergekommen, um dich zu retten. Komm, komm fort mit mir – komm weg von diesem Ort!« Und er streichelte Dick mit beiden Händen.

»Nimm deine Hände weg«, rief Dick. Er meinte es nicht unfreundlich, aber seine Nerven waren durch die fortgesetzten Unglücksfälle erschüttert.

»Nein, nein«, sagte der alte Mann. »Stoße deinen Vater nicht zurück, Dick, da er doch gekommen ist, dich zu retten. Stoß mich nicht zurück, mein Junge. Vielleicht bin ich nicht immer freundlich zu dir gewesen, nicht verständnisvoll genug. Zu streng! Mein Junge, es geschah nicht aus Mangel an Liebe. Erinnere dich alter Zeiten. Damals war ich doch gut zu dir, nicht wahr? Als du ein Kind warst und deine

Mutter noch bei uns war?« Ein Schluchzen erstickte Mr. Nasebys Stimme.

Dick stand und blickte ihn bestürzt an.  
»Komm weg«, fuhr der Vater flüsternd fort.  
»Du brauchst nicht Angst zu haben vor irgendwelchen Folgen. Ich bin ein Mann von Welt, Dick. Und sie kann auf dich keinen Anspruch erheben – keinen Anspruch, ich sage es dir. Und wir werden auch großzügig sein, Dick – wir werden ihnen eine gute runde Summe geben, Vater und Tochter, und damit hat es ein Ende!«

Er hatte versucht, Dick nach der Türe zu drängen, aber der letztere weigerte sich.

»Sie hätten es sich besser überlegen sollen, Sir, welche schwere Beleidigung Sie gegen diese Dame aussprachen«, entgegnete sein Sohn finster wie die Nacht.

»Du willst doch nicht zwischen deinem Vater und deiner Geliebten wählen?« antwortete der Vater.

»Wie nennen Sie sie, Sir?« rief Dick scharf und klar.

Langmut und Geduld gehörten nicht zu Mr. Nasebys Eigenschaften.

»Ich nannte sie deine Geliebte«, brüllte er.  
»Ich hätte sie auch nennen können, eine — —  
—«

»Das ist eine unwürdige Lüge«, erwiderte Dick leise.

»Dick!« rief der Vater. »Dick!«

»Ich habe nichts zurückzunehmen«, entgegnete der Sohn, indem er gegen sein eigenes Herz ankämpfte, »ich — ich habe es gesagt, und es ist die Wahrheit.«

Eine Pause entstand.

»Dick«, sagte der alte Herr endlich mit einer Stimme, als würde sie vom Wind geschüttelt. »Ich gehe jetzt. Ich lasse dich bei deinen Freunden — — bei deinen Freunden. Ich kam, um dir zu helfen, und

gehe jetzt fort, ein gebrochener Mann. Seit Jahren habe ich dies kommen sehen, und jetzt ist es gekommen. Du hast mich nie geliebt. Jetzt bist du mein Tod geworden. Du magst stolz darauf sein. Ich verlasse dich jetzt, Gott verzeihe dir!« Damit war er gegangen, und die drei, die zusammen zurückblieben, hörten die Hufschläge seines Pferdes die Straße hinunterhallen.

Während der ganzen Unterredung hatte Esther nicht ein Lebenszeichen von sich gegeben, und auch jetzt, da alles vorüber war, verharrte sie in ihrem Schweigen. Doch der Admiral, der sich ein oder zweimal vorwärts bewegt und wieder zurückgezogen hatte, trat nun endgültig vor.

»Sie sind ein mutiger Mann, Sir«, sagte er zu Dick. »Aber obgleich ich kein Freund bin von elterlichen Einmischungen, muß ich sagen, daß Sie zu dem alten Herrn hart waren.« Dann fügte er mit einem Auflachen hinzu: »Sie haben das Leben mit einem silbernen Löffel im Munde angefangen, Richard, und jetzt sitzen Sie auf dem

Trockenen, wie die übrigen. Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit! Sie haben Fähigkeiten, Sie besitzen Lebensart; nun, wenn Sie sich anstrengen, können Sie als Millionär sterben.«

Dick schüttelte sich. Er ergriff Esther bei der Hand und blickte sie schmerzlich an.

»Dann heißtt es also jetzt ›Lebewohl!‹« sagte er.

»Ja«, antwortete sie; ihre Stimme war ohne Klang, und sie erwiderte seinen Blick nicht.

»Für immer«, fügte Dick hinzu.

»Für immer«, wiederholte sie mechanisch.

»Mir ist böse mitgespielt worden«, fuhr er fort. »Mit der Zeit hätte ich dir, glaube ich, beweisen können, daß ich deiner wert bin. Aber die Zeit war nicht lang genug, um dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe. Es sollte nicht sein. Ich habe alles verloren.«

Er ließ ihre Hand fahren, blickte sie aber noch immer an, und sie wandte sich ab, im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

»Warum? Was in des Himmels Namen hat das alles zu bedeuten?« rief van Tromp.

»Esther, komm zurück!«

»Lassen Sie sie gehen«, sagte Dick. Und mit seltsam gemischten Empfindungen beobachtete er ihr Entschwinden. Doch er befand sich in jenem Geisteszustand, da der Mensch, in den Strudel des Unglücks hineingerissen, Schicksalsschläge direkt sucht und jeder Entscheidung entgegendorängt, um sich, selbst wenn es seinen Ruin bedeutet, von Ungewißheit zu befreien. Das ist eine jener zahlreichen schwächlichen Arten des Selbstmordes.

»Sie liebt mich nicht«, sagte er, zu ihrem Vater gewandt.

»Das fürchtete ich fast, als ich bei ihr sondierte«, versetzte der Admiral. »Armer Dick, armer Dick! Und doch bin ich selbst

wohl ebenso schwer betroffen wie Sie. Ich war geboren, um andere glücklich zu sehen.«

»Sie vergessen«, erwiderte Dick fast spöttisch, »daß ich jetzt ein Bettler bin.«

Van Tromp schnippte mit den Fingern.

»Unsinn!« sagte er. »Esther hat genug für uns alle!«

Dick blickte ihn erstaunt an. Er hatte nie geahnt, daß dieser mittellose, verschwenderische, unwürdige, saugende Parasit trotz alledem im Grunde seines Wesens nicht habsgüchtig war. Und dennoch war es so.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte Dick.

»Gehen?« rief van Tromp. »Wohin? Nicht einen Fuß weit, Mr. Richard Naseby. Sie werden inzwischen hierbleiben und – nun, irgend was Praktisches unternehmen – eine Stellung als Privatsekretär suchen, und

wenn Sie die gefunden haben, dann gehen Sie meinetwegen. Doch inzwischen, Herr, keinen falschen Stolz. Wir müssen zu unseren Freunden halten. Jetzt müssen wir mal ein Weilchen Papa van Tromp ausbeuten, der so oft uns ausgebeutet hat.«

»Bei Gott!« rief Dick. »Ich glaube, Sie sind der Beste von der ganzen Gesellschaft.«

»Dick, mein Junge«, erwiderte der Admiral blinzelnd, »Sie verstehen mich. Ich bin nicht der Schlechteste.«

»Doch warum?« begann Dick und stockte dann. »Und Esther«, hub er von neuem an, und unterbrach sich noch einmal. »Tatsache ist, Admiral«, sagte er endlich rund heraus, »Ihre Tochter wünschte Ihnen zu entfliehen, und ich brachte sie nur mit Schwierigkeiten zurück.«

»In dem Ponywägelchen?« fragte der Admiral mit der Albernheit höchsten Erstaunens.

»Ja«, antwortete Dick.

»Aber warum denn? Wovor, in Teufels Namen, wollte sie denn ausreißen?«

Dick fand die Frage außerordentlich schwer zu beantworten.

»Warum? Na, Sie wissen schon. Sie sind doch so ein Stück von einem Liederjahn.«

»Ich benahm mich dem Mädchen gegenüber wie ein Archediakonus, Herr«, erwiderte van Tromp mit Wärme.

»Hm – verzeihen Sie mir –, aber Sie wissen, daß Sie trinken«, beharrte Dick.

»Ich weiß, daß ich früher nur ein Fetzen Papier im Winde war – früher, bevor ich diesen Ort hier erreichte«, entgegnete der Admiral. »Doch selbst damals verstand ich mich in jedem Salon zu bewegen. Ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, wie viele Väter, Laien und Geistliche, Tag für Tag mit einem Gesicht, rot wie ein Hummer und

mit Schellfischaugen schlafen gehen und dabei noch stumpfsinnig sind – und nicht einmal Spaß von ihrem Gelde haben. Nein, wenn sie deswegen fortgerannt ist, kann ich nur sagen, lassen wir sie laufen.«

»Sie müssen doch verstehen«, begann Dick von neuem, »sie hat eben ihre romantischen Vorstellungen – –«

»Verdammte seien ihre Vorstellungen!« rief van Tromp. »Ich behandelte sie liebevoll. Sie ging ihren eigenen Weg. Ich war ihr Vater. Außerdem hatte ich eine Zuneigung zu dem Mädel gefaßt und wollte immer bei ihr bleiben. Aber ich will Ihnen sagen, was es ist, Dick. Seit sie mit Ihnen getändelt hat – o gewiß, das hat sie getan –, seitdem ist ihr alter Papa nicht mehr gut genug für sie – der Teufel soll sie holen, sage ich.«

»Sie werden aber wenigstens freundlich zu ihr sein«, entgegnete Dick.

»Ich war noch zu keiner lebenden Seele je unfreundlich«, erwiderte der Admiral. »Ich

kann wohl fest sein, aber nicht unfreundlich.«

»Nun«, sagte Dick und bot ihm seine Hand,  
»Gott segne Sie und leben Sie wohl!«

Der Admiral beschwor ihn bei allen Göttern, nicht zu gehen. »Dick«, sagte er, »Sie sind ein so selbstsüchtiger Hund. Sie vergessen Ihren alten Admiral; Sie wollen ihn doch nicht allein lassen? Das können Sie doch nicht wollen.«

Es war zwecklos, ihn daran zu gemahnen, daß er nicht über das Haus zu verfügen hätte. Das war eine Erwägung, die seinem Verstand verschlossen blieb. So riß sich Dick endlich gewaltsam los, rief dem Hause noch ein Lebewohl zu und machte sich auf den Weg nach Thymebury.

## **Neuntes Kapitel.In dem der Herausgeber der Liberalen Zeitung als »Deus ex machina« erscheint**

Es war vielleicht eine Woche später. Der alte Mr. Naseby saß brütend in seinem Arbeitszimmer, als ein kleiner, schäbig gekleideter, hektischer Gentleman in einer dringenden Geschäftsangelegenheit zu ihm geführt wurde.

»Ich muß Sie wegen dieser Zudringlichkeit um Entschuldigung bitten, Mr. Naseby«, sagte er, »aber ich bin hergekommen, um eine Pflicht zu erfüllen. Meine Karte ist Ihnen überbracht worden, aber vielleicht wissen Sie nicht, was sie Ihnen verschweigt, daß ich der Herausgeber des ›Thymebury Star‹ bin.«

Mr. Naseby blickte indigniert auf.

»Ich kann mir nicht vorstellen«, bemerkte er, »daß wir viel Gemeinsames zu besprechen hätten.«

»Ich habe nur ein Wort zu sagen – gewissermaßen eine Nachricht zu übermitteln. Vor einigen Monaten hatten wir – Sie werden entschuldigen, wenn ich mich darauf beziehe, aber es ist absolut unvermeidlich –, nun wir hatten eine unglückliche Meinungsverschiedenheit über Tatsachen.«

»Sind Sie gekommen, um sich zu entschuldigen?« fragte der Gutsherr streng.

»Nein, nein, Sir, nur um einen bestimmten Umstand zu erwähnen. An dem fraglichen Morgen kam Ihr Sohn, Mr. Richard Naseby –«

»Ich erlaube nicht, daß sein Name erwähnt wird.«

»Sie werden es mir dennoch gestatten!«

»Sie sind grausam«, sagte der Gutsherr.

Das war die Wahrheit: der Alte war ein gebrochener Mann.

Dann schilderte der Herausgeber Dicks bedrohlichen Besuch, und wie er in des Burschen Augen gelesen hätte, daß etwas wie eine Tracht Schläge in der Luft läge, und wie er nur aus Mitleid der Sache entgangen wäre – so drückte es der Herausgeber aus – »nur aus Mitleid, Sir! Und oh, Sir«, fuhr er fort, »wenn Sie gesehen hätten, wie er für Sie eintrat, ich bin überzeugt, Sie wären auf Ihren Sohn stolz gewesen. Das weiß ich bestimmt. Ich bewunderte den Burschen ja selbst. Und tatsächlich, das ist es auch, was mich hierher führt.«

»Ich habe ihm unrecht getan«, sagte der Gutsherr. »Wissen Sie, wo er sich aufhält?«

»Ja, Sir, er liegt krank in Thymebury.«

»Können Sie mich nicht zu ihm bringen?«

»Das kann ich.«

»Ich flehe zu Gott, daß er jetzt mir verzeihen möge«, sagte der Vater.

Und er und der Herausgeber machten sich eiligst auf den Weg nach dem Landstädtchen.

Am nächsten Tag verbreitete sich die Nachricht, daß Master Richard sich mit seinem Vater ausgesöhnt hätte und wieder in Nasebyhaus aufgenommen worden wäre. Er sei noch leidend, hieß es, und der Gutsherr pflege ihn mit der sprichwörtlichen Hingabe einer Frau. In diesem Falle entsprach das Gerücht der lauteren Wahrheit. Und über dem Krankenlager wurden zahlreiche Bekenntnisse ausgetauscht, und Wolken, die sich seit Jahren angehäuft hatten, lösten sich in wenigen Stunden und – wie die törichte Menschenseele nur zu gern hofft – für immer auf. Manches lange Gespräch verlief zwar, was Aeußerlichkeiten anbetrifft, fruchtlos, aber dennoch fruchtbar

für das beiderseitige Verstehen. Und endlich, an einem regnerischen Dienstag, konnte man den Gutsherrn auf dem Wege nach dem Häuschen an der Straße beobachten.

Der alte Herr hatte seine Gesichtszüge mehr im Hinblick auf Selbstbeherrschung als auf äußerliche Heiterkeit abgestimmt, und so betrat er gelegentlich seines Versöhnungsversuches die Villa mit dem Ausdruck eines Geistlichen, der kommt, um einen Todesfall zu melden. Der Admiral und seine Tochter waren beide im Zimmer, und beide blickten ihren Besuch mehr überrascht als freundlich an.

»Sir«, begann Mr. Naseby zu van Tromp gewandt, »man sagt mir, ich hätte Ihnen sehr unrecht getan.«

Ein schwacher Laut entrang sich Esthers Kehle, und mit einer plötzlichen Bewegung preßte sie die Hände aufs Herz.

»Das haben Sie in der Tat, Sir; allein das Zugeständnis genügt mir«, erwiderte der Admiral. »Seitdem ich gehört habe, daß Sie die Sache mit meinem Freunde Dick in Ordnung gebracht haben, bin ich geneigt, Ihnen entgegenzukommen. Aber ich möchte Sie daran erinnern, daß Sie auch dieser jungen Dame eine Abbitte schuldig sind.«

»Ich werde die Tollkühnheit haben, sie sogar um mehr als nur um Verzeihung zu bitten«, versetzte der Gutsherr. »Miß van Tromp«, fuhr er fort, »damals befand ich mich in großer Verzweiflung und wußte nichts von Ihnen und Ihrem Charakter. Aber ich glaube, Sie werden einem alten Manne, der Sie von ganzem Herzen um Entschuldigung bittet, ein paar rauhe Worte verzeihen. Seit damals habe ich viel von Ihnen gehört, denn Sie gebieten in meinem Hause über einen glühenden Fürsprecher. Ich denke, Sie werden verstehen, daß ich von meinem Sohne rede. Mit Trauer muß ich sagen, daß es ihm ganz und gar nicht gut geht. Er erholt sich nicht, wie die Aerzte

es erwartet hatten. Eine schwere Last ruht auf seiner Seele; um Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Kind, wenn Sie uns nicht helfen wollen, so fürchte ich, werden wir ihn verlieren. Kommen Sie, verzeihen Sie ihm. Ich war selbst einst über ihn erzürnt, und ich sah ein, daß ich unrecht hatte. Dies ist ja, wie das andere, auch nur ein Mißverständnis, glauben Sie mir. Und mit einem einzigen freundlichen Wort können Sie ihn glücklich machen und mich und sich selbst!«

Esther machte eine Bewegung in der Richtung zur Tür, aber lange bevor sie sie erreicht hatte, brach sie in Schluchzen aus.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte der Admiral. »Ich versteh mich auf Frauen. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Glückwünsche auszusprechen, Mr. Naseby.«

Der Gutsherr fühlte sich viel zu erleichtert, um ärgerlich zu werden.

»Mein Herzchen«, sagte er zu Esther, »Sie müssen sich nicht selbst so quälen.«

»Das Beste ist, sie geht sofort zu ihm und sieht nach dem Rechten«, regte van Tromp an.

»Ich hatte nicht gewagt, das vorzuschlagen«, erwiderte der Gutsherr.  
»Les convenances, glaube ich –«

»Je m'en fiche«, rief der Admiral und schnippte mit den Fingern. »Sie wird gehen und meinen Freund Dick besuchen. Lauf, Esther, mach dich fertig.«

Esther gehorchte wortlos.

»Sie ist doch nicht – doch nicht wieder weggelaufen?« erkundigte sich Mr. Naseby, sobald sie gegangen war.

»Nein«, sagte van Tromp, »nicht wieder. Sie ist aber ein verteufelt merkwürdiges Mädel, wenn Sie das meinen.«

Den Mann mit dem Furunkel kann ich aber nicht ertragen, überlegte der Gutsherr.

Und das ist der Grund, weshalb es einen neuen Haushalt und ein funkelnagelneues Baby in Naseby-Dower-Haus gibt, und weshalb der große van Tromp ein angenehmes Leben an den Küsten Englands führt; und weshalb sechsundzwanzig Exemplare des »Thymebury Star« täglich an der Tür von Nasebyhaus in Empfang genommen werden.